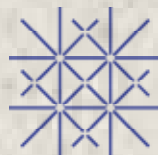


Mittelalter

Münsterhügel als Kern
Ein Zeitalter für Könige?
Wie Texte entstanden
Handschriften in Basel
Einband-Recycling
Ein grosser Basler Dichter
Rechtsgeschichte
Goldene Altartafel

Neues Familienrecht
Wie Sehen funktioniert
Kapstadt als Partner



UNI
BASEL



ADVANCED STUDIES. DIE VIELFALT DER WEITERBILDUNG AN DER UNIVERSITÄT BASEL

MAS-, DAS- und CAS-
Studiengänge in den Bereichen

AFRICAN STUDIES

BETRIEBSWIRTSCHAFT

EUROPEAN INTEGRATION

FRANZÖSISCHES

FOOD SAFETY

GENDER STUDIES

GESUNDHEITSWISSEN

INFORMATIK

KONFLIKTREGULIERUNG

KULTURMANAGEMENT

MARKETING

MEDIZIN

NFO-MANAGEMENT

PFLANZENWISSENSCHAFT

PHARMAZIE

PHILOSOPHIE

PHYSIOTHERAPIE

PSYCHOLOGIE

PSYCHOTHERAPIE

PSYCHIATRIE

RELIGIONSWISSENSCHAFT

SEXUALMEDIZIN

THEOLOGIE

TROPENMEDIZIN

VERSICHERUNGSMEDIZIN

VERWALTUNGSRECHT

WATER SAFETY

WEB PUBLISHING



Mehr unter www.advancedstudies.ch

Blicke auf eine Epoche

Das Mittelalter: Die lange europäische Epoche zwischen 500 und 1500 n. Chr. spannt sich nach gängiger Auffassung vom Ende des zerfallenen Weströmischen Reichs bis zu den ersten Entdeckungen neuer Kontinente und ferner Regionen durch europäische Seeleute. Ein grosser Teil der Bevölkerung, die allermeisten Bauern und später auch Handwerker, verbrachte das Leben unter der Herrschaft einer kleinen Oberschicht. Viele Menschen fristeten ein einfaches Dasein und waren den Launen der Natur ausgeliefert. Über sie ist wenig bekannt. Weit mehr wissen wir über die Angehörigen der Höfe und des Klerus, die zahlreiche Zeugnisse in Städtebau, Architektur, Kunst und Kultur hinterlassen haben.

Mönche, Gelehrte und Forscher knüpften im Mittelalter an das Wissen der Antike an – begannen besonders im Spätmittelalter, Phänomene der Natur genauer zu beobachten, Entdeckungen und Erfindungen zu machen, neue Denkbauwerke zu konstruieren. Die ersten Universitäten Europas wurden gegründet, im 15. Jahrhundert auch die Universität Basel, die älteste in der Schweiz. Obwohl scheinbar seit Jahrhunderten vergangen, lebt die Epoche heute noch weiter: augenfällig etwa in den Stadtbildern, den Verkehrswegen, einzelnen Bauten, aber auch in den Köpfen der Menschen, was sich zum Beispiel in Mittelalter-Revivals der Populärkultur zeigt.

Der Schwerpunkt dieser Ausgabe von UNI NOVA widmet sich dieser langen angeblich «finsternen» Epoche, von der wir heute laufend mehr wissen und manches entdecken – nicht zuletzt durch neue Ansätze und Methoden der modernen Wissenschaft. Die Beiträge im Schwerpunkt dieses Hefts – entstanden aus einer vom Arbeitskreis «Mediävistik Basel» (www.mediaevistik.unibas.ch) veranstalteten interdisziplinären Ringvorlesung an der Universität Basel – richten unterschiedliche Blicke aufs Mittelalter: philosophische, theologische, archäologische, historische, philologische sowie kultur- und rechtsgeschichtliche. Dabei steht der lokale Bezug im Vordergrund. Ich wünsche Ihnen eine spannende Lektüre!

Christoph Dieffenbacher, Redaktion UNI NOVA

Schwerpunkt: Mittelalter

Blicke auf das vormittelalterliche Basel	14
Mediävistik auf dem Holodeck	17
Von der Notiz zum Text	21
Die Mittelalter-Handschriften der Universitätsbibliothek	25
Von Troja nach Skandinavien – altnordische Topografien	28
Recycling: Musikhandschriften als Bucheinbände	30
Ein grosser Basler Dichter: Konrad von Würzburg	33
Rechtsgeschichtliche Einblicke	36
Die goldene Altartafel des Münsterschatzes	39

Forschung

Porträt Sonja Hofer Wie das Gehirn sehen lernt	45
Ethnologie Zurück von den grüneren Weiden	48
Materialwissenschaft Arterienverkalkung genau vermessen	49

Universität

Universität in Kürze Campus Rosental, Laser-Projekt, Medizin-Studienplätze	43
Urban Studies: Kooperation mit Kapstadt	44

Rubriken

Editorial	3
Forschung in Kürze Wii-Spiele, Steuerbelastung, Signalwege	4
Im Interview Ingeborg Schwenzer über Familienrecht	5
Kolumne von Andrea Maihofer Wissenschaft und Familie	42
Bücher Sparta, Stadtplanung, Entkolonialisierung, Jüdische Ärzte	50
Webtipp Herbert Zech, Jurist und Biologe	51
Termine, Impressum	52

Titelbild und Bildteil

Die Fotos auf dem Titelblatt und im Schwerpunktteil dieser Ausgabe stammen von der Fotografin Ursula Sprecher. Sie zeigen den öffentlichen Raum rund um das Basler Münster, dessen Vorgängerbau, das karolingische Haito-Münster, aus dem beginnenden 9. Jahrhundert stammt. Der frühromanische Neubau wurde 1019 von Kaiser Heinrich II. geweiht. Auf den Fotos wird deutlich, wie der bereits im Mittelalter angelegte Raum um die Kirche von der Bevölkerung heute unterschiedlich genutzt wird.



Wii-Spiele bei Parkinson

Parkinsonpatienten können von Bewegungsspielen an einer Nintendo-Wii-Konsole stärker profitieren als von einem krankheitsspezifischen computerisierten Trainingsprogramm – ihre kognitive Leistungsfähigkeit verbessert sich deutlicher. Dies berichten Prof. Peter Fuhr und sein Team von Universität und Universitäts-hospital Basel in einer Studie mit rund 40 Patienten. Je rund die Hälfte der Probanden liessen sie an einem speziell entwickelten Computerprogramm und an Wii-Bewegungsspielen teilnehmen, etwa beim Tischtennis oder Bogenschiessen. Wii-Konsolen haben bewegungssensible Fernbedienungen, und die Spieler bewegen sich unter Einsatz des ganzen Körpers vor einem Fernsehbildschirm, oft gegen einen virtuellen Gegner. Vor und nach den vierwöchigen Trainings wurden alle Probanden in fünf kognitiven Bereichen getestet. Im Bereich Aufmerksamkeit brachten die Wii-Sportspiele bessere Resultate als das krankheitsspezifische Computertraining. Daraus folgern die Forschenden, dass bei der Parkinsonkrankheit Spielkonsolen eine günstige und unterhalt-same nichtmedikamentöse Ergänzung zur konventionellen pharmakologischen Behandlung darstellen können.



Unterschiedliche Steuerbelastung

In der Schweiz mit ihrem föderalis-tischen Steuersystem kann die durch-schnittliche prozentuale Steuerbe-lastung für hohe Einkommen wieder sinken. Dies zeigt eine Studie von Prof. Kurt Schmidheiny und Marcus Roller vom Wirtschaftswissenschaft-lichen Zentrum der Universität Basel. Aus den Steuertarifen aller Gemein-den und Kantone errechneten sie für verschiedene Einkommensniveaus einen Mittelwert, der die Einwohner-stärke je Niveau einbezieht. Bei der Berechnung der Steuerbelastung pro Einkommensniveau fallen bei den Vielverdienern die tiefen Tarife der steuergünstigen Gemeinden stärker ins Gewicht als bei den Mittel- und Ge-ringverdienern, da Vielverdiener eher in steuergünstigen Gemeinden wohnen. Dadurch verflacht sich die Progressi-on der Gemeinde- und Kantonssteuern. Für Alleinstehende und Verheiratete ohne Kinder nimmt die prozentuale Steuerbelastung ab einem Einkommen von etwa 1 Million Franken sogar ab. Dies gilt für die ganze Schweiz, aber auch für einzelne Stadtregionen wie die Agglomeration Zürich. Für Verhei-ratete mit Kindern wird die Steuerpro-gression zwar ebenfalls abgeflacht, verläuft aber nicht degressiv.



Gestörte Signalwege

Das Protein mTOR ist ein zentraler Schalter, der das Wachstum und den Stoffwechsel reguliert. Die Fehl-regulierung des mTOR-Signalwegs begünstigt die Entstehung von Stoff-wechselekrankungen wie Diabetes, Fettleibigkeit und Krebs. Wissenschaft-ler um Prof. Michael Hall vom Biozen-trum der Universität Basel berichten, wie gestörte mTOR-Signalwege in der Leber nicht nur den Leberstoffwech-sel, sondern die gesamte Physiologie des Körpers beeinträchtigen. Sie er-forschten den Nährstoffsensor mTORC1 in der Leber und konnten erstmals zeigen, dass die Aktivierung dieses Sen-sors bei Mäusen nicht nur den Leber-stoffwechsel, sondern auch die Körper-temperatur und die Bewegungen der Tiere drosselt. Bei der Untersuchung des molekularen Mechanismus stellte das Forschungsteam fest, dass eine Über-aktivierung von mTORC1 zu einem Abbau der Aminosäure Glutamin führt, worauf der Spiegel des Stresshormons FGF21 ansteigt. Mit der Gabe von Glutamin konnten die FGF21-Spiegel gesenkt und so die physiologischen Beeinträchtigungen verhindert werden. Zahlreiche Tumore sind durch ein fehlgesteuertes mTORC1-Signalnetz-werk und eine Glutaminabhängigkeit gekennzeichnet.

«Das Recht soll der Realität folgen»



Ideen für Reformen des schweizerischen Familienrechts haben in den letzten Monaten für heftige Debatten gesorgt. Vorschläge dazu macht auch die Basler Rechtsprofessorin Ingeborg Schwenzer. Wie soll der Staat Partnerschaft und Familie in Zukunft regeln? Interview: Christoph Dieffenbacher

Änderungen des Familienrechts werden in der Schweiz intensiv diskutiert – warum gerade jetzt?

Es ist an der Zeit, sich zu überlegen, wie ein modernes Familienrecht aussehen könnte, das den gesellschaftlichen Veränderungen Rechnung trägt. Man soll sich dabei fragen, wie die Menschen tatsächlich leben. Dazu habe ich ein Gutachten verfasst, das von drei Grundsätzen geprägt ist: Der Staat soll sich erstens nicht in die Beziehungen von Erwachsenen einmischen, wenn sie fähig sind, sie selber zu regeln; weiter wichtig sind mir zweitens die Verantwortung gegenüber Partner und Kindern sowie drittens der Schutz des Kindeswohls – dieses steht eigentlich über dem Ganzen.

«Vom Status zur Realbeziehung» lautete bereits der Titel Ihrer Habilitationsschrift von 1987 zum Familienrecht ...

Aufgrund der historischen Entwicklung und aus eigener Überzeugung kam ich damals zum Schluss, dass die Ehe nicht mehr als einziger Ausgangspunkt für das Familienrecht gelten sollte. Nichteheleiche Lebensgemeinschaften, wie sie in einzelnen Kantonen noch bis in die 1990er-Jahre verboten waren, haben stark zugenommen. Dasselbe gilt für Kinder von Nichtverheirateten, deren Zahl mit dem neuen Sorgerecht ebenfalls noch weiter steigen wird.

Die Ehe soll nur noch eine von mehreren möglichen Lebensgemeinschaften bilden. Warum?

Früher war die Ehe ein Versorgungsinstitut für die Frau: Wenn sie gegen ihren Willen und schuldlos geschieden wurde, konnte sie den ehelichen Unterhalt bis ans Lebensende beanspruchen. Heute ist die Mehrheit der Paare in der Schweiz nicht verheiratet. Eine Re-

gelung der vielfältigen Formen des Zusammenlebens dient auch dazu, das Kindeswohl zu sichern. Wie die Statistik zeigt, sind Patchwork-Familien anfälliger für Trennungen als traditionelle. Da ist auch die Frage, ab wann eine Lebensgemeinschaft rechtlich relevant ist und welche Leistungen bei einer Auflösung vergütet werden. Störend ist, dass bei einem nichtverheirateten Paar, das sich nach 20 Jahren trennt und von dem einer ein Haus besetzt, dieser den andern kurzerhand aussperren kann.

Dass die traditionelle Ehe auf dem Prüfstand steht, ist für viele mit Emotionen verbunden, auch dass Sie in Ihrem Gutachten Themen wie Inzestverbot und Mehrehe ansprechen ...

Die Ehe soll beibehalten werden, weil sie eine wichtige Institution darstellt und weil Paare damit der Gesellschaft gegenüber kundtun wollen, dass sie zusammengehören. Die Unkenrufe, dass die Familie mit dem neuen Recht kaputtgehen würde, treffen nicht zu. Das Inzestverbot soll in gewissen Fällen genauer betrachtet werden, etwa zwischen Geschwistern, die aufgrund einer Adoption nicht miteinander blutsverwandt sind. Verhandelbar könnte auch das Verbot polygamer Ehen werden.

Wo stehen Ihre Vorschläge im Vergleich zum Ausland?

Viele Einzelpunkte sind in ausländischen Rechtsordnungen bereits verwirklicht, unter anderem etwa, dass die finanzielle Verantwortung zwischen Nichtverheirateten geregelt wird oder dass nicht nur die rechtlichen Eltern die elterliche Sorge für Kinder haben können. Ich habe daraus ein neues Ganzes zusammengesetzt, das in meinen Augen stimmig ist.

Prof. Ingeborg Schwenzer (*1951) ist seit 1989 Ordinaria für Privatrecht an der Universität Basel. Nach dem Studium der Rechtswissenschaften in Freiburg/Br., Genf und an der University of California, Berkeley, promovierte sie 1978 und habilitierte sich 1987 im Familienrecht, worauf sie zur Rechtsprofessorin an der Universität Mainz ernannt wurde. Sie forscht vor allem auf dem Gebiet des Obligationen-, des Handels- und des Familienrechts. Seit einigen Jahren ist sie auch Adjunct Professor in Brisbane (Australien) und Hongkong (VR China).

















Blicke auf das vormittelalterliche Basel

Vom *oppidum* zum ersten Münster: Die keltische, römische und frühmittelalterliche Geschichte Basels lässt sich vorab mithilfe von archäologischen Befunden wie Mauern und Gruben sowie Funden – Tierknochen, Münzen, Keramikgefässen – rekonstruieren. Eine wichtige, aber nur komplementäre Rolle spielen Inschriften und Texte. Peter-Andrew Schwarz

Schriftlichen Quellen können wir entnehmen, dass im 2. Jahrhundert v. Chr. am Rheinknie und im südlichen Oberrheingebiet eine keltische Bevölkerungsgruppe lebte, die Caesar und andere antike Autoren als Rauriker bezeichneten. Die ältere, unbefestigte Siedlung der Rauriker («Basel-Gasfabrik», benannt nach dem früheren Standort des Gaswerks) lag im Bereich des heutigen Novartis-Campus. Sie datiert in die Zeit zwischen 150 und 80 v. Chr. Die einheitliche Ausrichtung der Gebäude und die als Parzellengrenzen interpretierten Gräben lassen vermuten, dass die rund 15 Hektar grosse Siedlung planmässig angelegt wurde. Gesichert ist, dass diese Grosssiedlung mit ihrem landwirtschaftlich geprägten Umland eine Entwicklung vorwegnahm, die zur modernen Stadt Basel führte – auch in wirtschaftlicher Hinsicht: Weinamphoren aus dem Mittelmeergebiet, Keramik aus Böhmen und Bernstein aus dem Baltikum bezeugen die Funktion der Siedlung als Drehscheibe des keltischen Fernhandels.

Münsterhügel als Nukleus

Um 80 v. Chr. verlagerte sich der Siedlungsschwerpunkt – wohl aus militärischen und politischen Gründen («Germanendruck») – auf den Münsterhügel, den Nukleus der späteren Stadt Basel. Der durch die steil abfallenden Ufer des Rheins und der Birsig geschützte Geländesporn wurde im Bereich der Rittergasse durch einen *murus gallicus*, einen armierten Erdwall, und einen Graben befestigt. Dieser zeichnet sich heute noch in der Topografie ab (Bäumleingasse). Der Zugang in das *oppidum* (befestigte Siedlung) erfolgte durch eine Toranlage im Bereich der heutigen Rittergasse. Von der Innenbebauung des *oppidum* ist jedoch kaum etwas bekannt. Offen ist auch, ob das *oppidum* zu den rund 400 Siedlungen gehörte, welche die Helvetier, Boier, Tulinger und Rauriker bei ihrem Auszug 58 v. Chr. verlassen und niedergebrannt haben.

Nach der Niederlage gegen Caesar bei Bibracte (58 v. Chr.) führten strategische Interessen Roms zu einem Bündnis (*foe-*

du) mit den am Rheinknie lebenden Raurikern. Diese übernahmen als *foederati* Roms die Sicherung der damals noch am Rhein verlaufenden Grenze des *imperium Romanum*. Dabei kam es zur Gründung einer zweiten Siedlung in der Region. Im Sommer 44 v. Chr. hatte Lucius Munatius Plancus, ein General Caesars, die erste Colonia Raurica gegründet – ob am Ort der späteren Koloniestadt Augusta Raurica (in Augst BL bzw. Kaiseraugst AG) oder im *oppidum* auf dem Münsterhügel, ist umstritten. Gesichert ist, dass auf dem Münsterhügel weiterhin gesiedelt wurde, während in Augusta Raurica bislang keine Funde aus der Zeit der ersten Koloniegründung bekannt sind. Im Gegenteil: Beim aktuellen Forschungsstand ist sogar davon auszugehen, dass eine im Perimeter des späteren *caput coloniae* bestehende keltische Siedlung in diesem Zeitraum aufgegeben wurde.

Die zweite Gründung – diesmal nicht nur *de iure*, sondern auch *de facto* – der *colonia P[aterna] M[unatia Felix] Apollinaris Augusta Emerita Raurica* erfolgte laut zwei in Augusta Raurica gefundenen Bronzeinschriften wohl kurz nach der Besetzung der heutigen Schweiz im Rahmen des sogenannten Alpenfeldzugs (15 v. Chr.) durch Lucius Octavius, einen Verwandten von Kaiser Augustus. Ab dieser Zeit wurde wohl auch römisches Militär auf dem Münsterhügel stationiert. Ob es sich um eine grössere Einheit oder um kleinere Detachements handelte, ist offen; ungeklärt ist auch, wo und wie die Soldaten untergebracht waren.

Im Schatten von Augusta Raurica

Nach dem Abzug des Militärs Mitte des 1. Jh. n. Chr. wurde der *murus gallicus* geschleift, der Befestigungsgraben zum Teil aufgefüllt. Die römische Zivilsiedlung (*vicus*) verlagerte sich in das südöstlich des Münsterhügels gelegene Areal. Dieser *vicus sine nomine* (Ariabinnum?) besass zwar eine gewisse wirtschaftliche Bedeutung (Lage an einer wichtigen Fernstrasse, Schifflande an der Birsigmündung), stand aber während der Blütezeit des *imperium Romanum* (1. bis 3. Jh.)



Castrum auf dem Münsterhügel und *munimentum* in Kleinbasel (um 380 n. Chr.) [Bild: Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt].

immer im Schatten der rund 15 Kilometer rheinaufwärts gelegenen Koloniestadt Augusta Raurica. Diese verfügte nämlich über entscheidende Standortvorteile, etwa wegen der Lage am Kreuzungspunkt der wichtigen Fernstrassen. Nach Aufgabe des obergermanisch-raetischen Limes verlegten die Römer die Grenze an die leichter zu verteidigenden Flüsse zurück: Rhein, Donau und Iller bildeten ab 260 die «nasse» Grenze zwischen dem *imperium Romanum* und den germanischen Stämmen (Alamannen, Juthungen, Franken). Die Siedlung im Vorgelände des Münsterhügels wurde aufgegeben und der strategisch wichtige Münsterhügel erneut befestigt (Bild oben).

Der römische Offizier und Geschichtsschreiber Ammianus Marcellinus berichtet in seinen *res gestae* zudem, dass Kaiser Valentinian I. (364–375) 374 bei *Basilia* eine Befestigungsanlage (*munimentum*) errichten liess. Er weist explizit darauf hin, dass der Name *Basilia* erst nach dem Aufenthalt von Valentinian I. gebräuchlich wurde – vorher hätten die Einheimischen den Ort *Robur* genannt. Laut der *Notitia Galliarum* (390–413) scheint die *civitas Basiliensium* vornehmlich als ziviler Zentralort von Bedeutung gewesen zu sein – im Gegensatz zum damals vor allem militärisch und kirchenpolitisch wichtigen *Castrum Rauracense* (Kaiseraugst). Um 343/346 residierte *Iustinianus Rauricorum*, der erste namentlich bekannte Bischof in unserer Gegend, im *Castrum Rauracense*.

Am Übergang von der Spätantike zum Frühmittelalter ab dem 5. Jh. lassen sich am Rheinknie drei vorerst noch getrennt lebende Volksgruppen nachweisen: Romanen (Nachfahren der gallo-römischen Provinzbevölkerung) sowie Alamannen und Franken, zwei germanische Volkgruppen. Im 5. und 6. Jh. bildete der Rhein eine Sprach- und Kulturgrenze zwischen den im *castrum* auf dem Münsterhügel lebenden Romanen und den alamannischen Niederlassungen in «Kleinbasel», die später auch als Bistumsgrenze fortleben sollte: Grossbasel gehörte zum Erzbistum Besançon, Kleinbasel zum Bistum Konstanz.

Unter fränkischer Herrschaft

Vom 5. bis 8. Jh. wurden in der Umgebung des *castrum* auf dem Münsterhügel neue Dörfer, Weiler und Einzelhöfe gegründet («-ingen»-Orte wie Gundeldingen, Kleinhüningen, Binningen, Bottmingen). Dieser «Dezentralisierung» liegen Änderungen der politischen Organisation zugrunde, die mit dem Abzug der römischen Grenztruppen um 400 n. Chr. und der Auflösung der Provinzverwaltung in der 1. Hälfte des 5. Jh. einsetzten. Eine wichtige Rolle spielten auch der Rückgang von Handel und Gewerbe sowie die zunehmende Bedeutung der Agrarwirtschaft. Die «Ruralisierung» der Gesellschaft manifestiert sich auch in der Bauweise: Wirtschafts- und Wohngebäude werden nicht mehr gemauert, sondern aus Holz errichtet.



Münsterhügel um 820 n. Chr.: Rechts einer der beiden Rundtürme des Haito-Münsters, links ein vermutlich wieder instandgesetztes spätantikes Steingebäude (Bild: Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt und Historisches Museum Basel).

496 unterwarf der fränkische König und Begründer der Hausmacht der Merowinger, Chlodwig (466–511), die Alamannen. Die Gegend um Basel wurde Teil des fränkischen Reichs, das auch weite Teile Frankreichs und Belgiens umfasste. Archäologisch nachweisen lassen sich die zugezogenen Franken etwa im Gräberfeld «Basel-Bernerring». Die von der fränkischen Zentralmacht veranlasste Instandstellung der durch das Birstal und via die *petra pertusa* (Pierre Pertuis) ins schweizerische Mittelland führenden römischen Fernstrasse hatte massgeblichen Anteil daran, dass Basel – und nicht Augusta Raurica – im Frühmittelalter zum Zentralort der Region wurde. Für die später zunehmende wirtschaftliche und politische Bedeutung Basels in der 1. Hälfte des 7. Jh. sprechen die merowingischen Goldmünzen: Sie wurden von einem fränkischen *monetarius* (Münzmeister) namens *Gunso* geprägt und tragen die Umschrift *Basilica fit – made in Basel*.

Bau eines Rundturm-Münsters

Zwischen der Spätantike und der Regierungszeit Karls des Grossen (771–814) wurde auch die *lingua franca*, das Latein, allmählich durch alamannische Dialekte abgelöst; ab der Karolingerzeit finden sich in Urkunden fast nur noch «deutsche» Personennamen. Im Umland gründeten germanische Zuzüger ab dem 7. Jh. weitere Dörfer und Weiler: die «-wil»-Orte wie Oberwil, Therwil, Reigoldswil. Die Namen der auf römische Gründungen zurückgehenden und weiterhin von

Romanen besiedelten Orte – etwa Munszach, Dornach oder Solothurn («-acum»- und «-durum»-Orte) – überdauerten indes bis heute. Im frühen 7. Jh. sind auch wieder höherrangige kirchliche Würdenträger belegt: Um 615 wird *Ragnacharius* in einer Urkunde als *praesul* (Vorsteher) der Kirchen von Augst und Basel erwähnt. Ob zu dieser Zeit (wieder) ein eigentliches Bistum bestand, ist fraglich; eine verlässliche Liste von Bischöfen existiert nämlich erst für die Zeit ab dem späteren 8. Jh.

Grössere (kirchen-)politische Bedeutung erhielt Basel schliesslich mit der Ernennung von Haito (762–836), dem Abt des Klosters Reichenau, zum Bischof. Haito (auch Heito oder Hetto) gehörte der fränkisch-karolingischen Oberschicht an und war ein enger Freund und Vertrauter Karls des Grossen; er beglaubigte auch dessen Testament. Nach seinem Amtsantritt liess Bischof Haito anstelle eines älteren, offenbar verfallenen Vorgängerbaus eine neue Kirche errichten. Diese ist vermutlich mit dem archäologisch nachgewiesenen Rundturm-Münster identisch, dem Vorvorgänger des heutigen Münsters (Bild oben). Gräber aus der Zeit zwischen dem 8. und 12. Jh. zeigen, dass der Münsterhügel (auch) als Friedhof genutzt wurde. Noch ungeklärt ist, ob es sich dabei um verschiedene kleinere Friedhöfe aus unterschiedlichen Zeiten oder um Bestattungsorte bestimmter (privilegierter?) Personengruppen handelt.

Prof. Peter-Andrew Schwarz ist Inhaber der Vindonissa-Professur am Departement Altertumswissenschaften der Universität Basel.

Mediävistik auf dem Holodeck

Sie sind überall, die Könige des Mittelalters – bis heute. Unlängst wurde wieder einmal einer – fast unter Ausschluss der Öffentlichkeit – inthronisiert. Das hat mehr mit der Geschichte des Mittelalters zu tun, als man auf den ersten Blick denken mag. Zugleich wird dadurch deutlich, weshalb die Geschichte des Mittelalters ihren eigenen Figuren nicht ganz trauen kann.

Lucas Burkart, Jan Rüdiger

Wenn es um Könige geht, sind erst einmal Mittelalterhistoriker zuständig! Wer sonst? Heinrich, Karl, Rudolf, Arthur und wie sie alle heissen, jene gelockten Männer im roten Mantel hoch zu Ross, die durch unsere Kinderbücher und Spielfilme reiten, sind ja in der Tat mittelalterlich. Natürlich gibt es sie auch heute noch, gab es sie vorher schon, in Europa und in anderen Weltregionen. Aber es ist schon so, dass die «richtigen» Könige ins Mittelalter gehören und da auch in irgendeiner Weise «richtiger» sind als anderswo.

Ein Zeitalter für Könige

So zählen Könige auch seit Langem zum Kerngeschäft der Mediävistik. Und so verstehen wir die europäischen Monarchien in ihrer Entwicklung bis zur Gegenwart imaginär-selbstverständlich als «natürliche» Fortsetzung christlich-mittelalterlicher Königsherrschaft. Gekrönte Häupter wie die von England oder Dänemark, deren Reihe 1000 Jahre oder länger zurückgeht, passen da wunderbar; sie sind mittelalterlich – bis heute.

Natürlich stimmt das nicht, und wir wissen es. Auch die sieben heutigen europäischen Königtümer sind von ähnlich tiefen Einschnitten geprägt wie der Rest des Kontinents: Revolution, Putsch und Bürgerkrieg machen die Kontinuitätsbehauptungen, die Dänen und Engländer (und nicht nur sie) so gern pflegen, zu etwas, das man nicht einmal gross dekonstruieren muss. Selbst die Pracht goldener Kutschen und meterlanger Hermelinmäntel bei Parlamentseröffnungen, Hochzeiten oder Krönungen konsumieren die Zuschauer stets mit dem Hinweis, die und die Zeremonie gebe es bestenfalls seit 150 Jahren: Selten ist ein Historiker mit einem Werk so schnell zum Allgemeinwissen geworden wie Eric Hobsbawm mit *Invention of Tradition*.

Weiter ist doch die Regierungsform ziemlich unabhängig davon, welchen Titel in einem Staat jener trägt, der die Gesetze unterschreibt. Schon 1867 unterschied Walter Bagehot die *dignified parts* der britischen Verfassung, allen voran

die Königin, von ihren *efficient parts*. Und wenn überhaupt, scheinen die jetzigen Königreiche insgesamt «demokratischer» zu sein als der europäische Durchschnitt, aber auch das dürfte kaum mit den Königen selber zu tun haben. Monarchien sind also nicht weniger modern als mittelalterlich.

Geschichte als Sehnsuchtsraum

Dennoch hat «König» ein Surplus, das politologischem Raisonement gegenüber immun bleibt und auch die sonst so wirkmächtigen nationalen Befindlichkeitsgehege transzendiert: Felipe und Letizia, Kate und William berühren auch Leute, die sich für Politik nicht interessieren. Etwas Vormoderne haftet ihnen an. Doch das Weber'sche «Charisma» kann es kaum sein; darin versuchen sich heute eher die Politiker von Staaten, die es vor 30 Jahren noch gar nicht gab. Womöglich ist es einfach die Vokabel «König». Und der *short cut* ins Mittelalter, den sie verheisst. Weiter zurück springt die Zeitmaschine nicht (mehr) – Mittelalter geht immer.

Und so sind sie überall, die Könige des Mittelalters. Zwischen 500 und 1500 lässt sich der historische Stoff anscheinend am besten anhand dieser paar 100 Menschen ordnen. Aber sie sind ja nicht nur einfach Menschen! In seiner Untersuchung *Die zwei Körper des Königs* hat Ernst Kantorowicz dargelegt, wie die Königsherrschaft des christlichen Mittelalters als eine juristische Fiktion nicht nur symbolischen Überschuss produzierte, sondern auch, wie sich damit kontinuierliche Herrschaftslegitimation verband. Der König verfügt nicht nur über einen sterblichen Körper, sondern er repräsentiert zugleich auch einen Amtskörper, der niemals stirbt: *Le roi est mort, vive le roi!* Herrschaft verband sich eben stets irgendwie mit Gott, mit dessen Apologeten im Diesseits, den Theologen und klugen Rechtsgelehrten, die sich bei den Überresten römischen Rechts für ihre Zwecke bedienten.

Ausgehend von der Denkfigur eines Juristen aus der Tudor-Zeit, deutete Kantorowicz mittelalterliche Königsherrschaft als politische Theologie. Damit hielt er dem negativen

Urteil der «klassischen» politischen Ideengeschichte, zwischen Cicero und Wilhelm von Ockham habe es eigentlich gar keine politische Theorie gegeben, zu Recht entgegen: Die Theologie sei eben auch politische Theorie. Und: Das explizite Raisonieren über Polis und Staat seit Aristoteles sei eben nur *eine* (nämlich unsere) Art, übers grosse Ganze nachzudenken. Fürs Verständnis von «the West vs. the rest», mit dem sich seit den 1960er-Jahren die Politische Anthropologie befasst, war damit viel gewonnen.

So wurde das Mittelalter implizit dem «Rest» zugeschlagen. Als wahlweise finstere oder traumhaftes Anderland unserer eigenen Kultur – mit dem zusätzlichen Reiz, dass seine Schauplätze alle «hier» sind, ein prickelndes Wechselspiel, von dem heute blühende touristische Wirtschaftszweige leben – ist es wieder, was es seit seiner Erfindung als Epoche im 14. Jahrhundert meistens gewesen ist: defizitär, im neuromantischen Sinn schön und anders als vieles an der Geschichte: beruhigend vorbei.

Eine Welt aus Sprache

Seit das Mittelalter unter diesen Vorzeichen wieder populär geworden ist, finden sich Wissenschaftler immer öfter interdisziplinär in «Mittelalterzentren» oder als «Medieval Studies» zusammen. Dabei tritt an die Stelle eines intellektuell-methodischen Zugriffs des «Fachs» der Gegenstand als primäres Gliederungskriterium: jene 1000 Jahre. Den Königen verhilft das zu einem Extra-Boost, denn wie in einem Hologramm sieht man sie überall: Wo die Historiker ihre Chroniken und Annalen nach Herrschaftszeiten gegliedert und ihre Urkunden nach Regierungsjahren datiert finden, beugen sich die Kunsthistoriker über illuminierte liturgische Manuskripte voll politischer Ikonografie, untersuchen Medien- und Ritualforscher Krönungsordines, lesen Germanisten und Romanisten höfische Artusromane und Skandinavisten die Königssagas. Kurz, Könige sind so offensichtlich überall, dass es absurd wäre, ihre herausragende Bedeutung für «das Mittelalter» infrage zu stellen.

Oder? Probieren wir es doch einmal und fragen: Waren Könige im Mittelalter lebensweltlich relevant? Wann, wo, für wen? Gleich der erste Schritt bringt uns ins Stolpern: nämlich die Frage, wer das eigentlich sind, Könige. Das Wort ist frühmittelalterlich: *kuni(n)g*, später *künec*, lateinisch *rex*. So weit scheint alles klar. Nur: Sitzen wir hier nicht einem folgenreichen Sprachtrick auf? Wir wissen nicht, wer im poströmischen Westen auf die Idee kam, ein germanisches Wort, das vielleicht «einer mit vielen Verwandten» hiess oder vielleicht auch «einer, der um [zukünftige] Dinge weiss», als Übersetzung von *rex* zu benutzen – wie also ein Clanchef und/oder Sehertyp aus den nebligen mitteleuropäischen Wäldern sprachlich gleich wurde mit Romulus und all den Etrusker-, Perser- und sonstigen Königen, mit denen Rom zu tun gehabt hatte. Aber der Trick setzte sich durch und wirkt bis heute. Denn über die lateinische Geschichtsschreibung gewöhnte

sich Europa an, überall (ausser eben im römischen Imperium) «Könige» zu sehen. Wir nennen den babylonischen Hammurabi aus dem 18. Jahrhundert v. Ch. ebenso «König» wie Romulus, Chlodwig, Juan Carlos und den thailändischen Bhumibol, der seit 1946 amtiert. Ein zweiter Aspekt war vielleicht noch folgenreicher. Denn mit der Glossierung *rex* wurde der waldige Bandenchef nicht nur ein Romulus oder Pyrrhus. Er wurde auch ein David und Salomo, einer, dem Gott die Führung seines Volkes auf Erden anvertraut hat, in Erwartung jenes künftigen *regnum*, dessen Ankunft im Vaterunser «auch auf Erden» herbeigewünscht wird.

«Gerechtigkeit» als Schlüsselwort

Diese Rolle bürdet all den Aethelwolds, Pippins, Haralds, Karls und Heinrichs eine ziemliche Last auf. Ein König muss auf der einen Seite sein Tagwerk erledigen: Er muss Ressourcen akkumulieren, intern durch Abgabenerhebung und extern durch Plünderkriege, und reinvestieren, indem er taktisch klug schenkt, bewirtet und reist. Auf der anderen Seite muss er den göttlichen *ordo* auf Erden verkörpern. Auf halbem Weg zwischen beidem muss er ein *rex iustus* sein, also die richtige Balance aus Strenge und Milde zeigen: «Gerechtigkeit» ist nämlich die zentrale Schlüsselvokabel mittelalterlicher Herrschaftstheorie und zugleich praktisch die Voraussetzung dafür, als König den nächsten Tag noch zu erleben. «Zwischen Bandenchef und Gesalbtem des Herrn» lautet die *job description* eines mittelalterlichen Königs.

Die Frage ist nun: Für welche Teile des Jobs braucht es unbedingt einen König? Wohl kaum für die Ressourcenakkumulation, denn die bekommt jeder hin, der in einem Kloster oder einem Bauerndorf mit dem nötigen Nachdruck auftritt. An regularisiertere Formen von Regierung wie den römischen oder modernen Steuerstaat war nicht zu denken. Selbst Karl der Grosse – der als Bandenchef in grossem Massstab durchaus seinen Schnitt zu machen wusste – war hier auf Symbolpolitik angewiesen. Denn die braucht es für den «David», für das Surplus. Konkret kamen die allermeisten Menschen bis mindestens ins 13. Jahrhundert nie mit dem Königtum in Berührung, nicht im Guten und nicht im Bösen und nicht einmal durch allgemeine Abgabepflicht oder Rechtsetzung. Und ob sie von ihrem jeweiligen König überhaupt wussten, ist keineswegs sicher.

Aber für jenen artikulaten Teil der mittelalterlichen Bevölkerung, dessen Haltungen und Meinungen allein wir kennen, war es unabdingbar, dass es «König» gab – fast egal wen. Die in der irdischen Geschichte sichtbare göttliche Weltordnung wäre sonst nicht mehr erzählbar gewesen. «König» war vor allem eine Denkform, nur selten und für wenige auch Lebenswirklichkeit; darin ist der früh- und noch der hochmittelalterliche König seinem toten Pendant, dem Heiligen, nicht unähnlich.

Als ab dem 13. Jahrhundert die externe Akkumulation gegenüber der internen unbedeutend wurde, übernahmen die



Mit Königen aufwachsen:
Der «Magdeburger Reiter» von Playmobil
(Bild: Privatbesitz JR).



Das Haupt im Himmel, der Körper auf Erden:
Thronbild Kaiser Ottos III. aus dem Liuthar-Evangeliar (fol. 16r)
um 1000 (Bild: Aachen, Domschatzkammer).

entstehenden Fiskalitäten in England, Aragon, Frankreich die Denkfigur: Die Königtümer wurden allmählich erlebbar, wenn auch viel weniger als in der allgegenwärtigen Staatlichkeit der Moderne. Aber gerade in dieser Hinsicht ist Mediävistik ein transepocholes Unterfangen. Denn wer in einer epochal bestimmten, vom Gegenstand «500–1500» ausgehenden Weise aufs Königtum blickt, bekommt nur das Hologramm zu sehen: überall Könige. Die Quellen sind in jenem Zeitalter, das nicht nur relativ wenig Schrift- und Bildliches produzierte, sondern in dem diese Produktion auch sozial-intellektuell eng begrenzt war, so einstimmig, dass wir nicht anders können, als uns deren Logik zu eigen zu machen. Um diesem Zirkelschluss zu entgehen, braucht es den Vergleich mit oder die Beziehung zu Antike und Moderne.

Dann lässt sich nämlich fragen, ob sich die heutigen europäischen Monarchen von den Königen des Mittelalters wirklich durch ihre Funktion als *dignified parts* unterscheiden. Historiker sollten ja eigentlich Experten dafür sein, laut proklamierten Selbstbeschreibungen politischer Systeme (Volksgemeinschaft, Sozialismus, Demokratie und Gewaltenteilung) zu misstrauen – warum also nicht auch fürs Mittelalter? Diesen kritischen Blick kann es aber nicht als historische Parthenogenese geben, sondern nur transepochal: Wer nicht auch einmal hinter oder neben das Hologramm

tritt, glaubt, dass das, was er in der Geschichte sieht, in dieser wirklich auch drin ist.

So wirft auch das Protokoll zur spanischen Inthronisation im Juni 2014 eine grundlegende Frage aller Königsherrschaft auf, welche die Geschichte beschäftigen muss: ihr Verhältnis zu den «Beherrschten», den Untertanen, dem Volk. Mit dem Verzicht auf eine grosse Feier mit Gästen aus der europäischen Hocharistokratie scheint die gesellschaftliche Krise in Spanien das Königshaus seiner letzten Funktion zu berauben: die Legitimität von Herrschaftsübertragung zu repräsentieren. Dem Historiker kommt dabei der Gedanke, dass der *populus* bereits vor der Einrichtung von Parlament und Demokratie mehr zu sagen hatte und die Könige so mächtig nicht waren, wie uns die Quellen stets glauben machen wollen. Vielleicht unterschied sich ein mittelalterlicher König, der sich um seine Einkommensquellen kümmerte und die Weltordnung zu repräsentieren hatte, gar nicht so sehr von seinen Titelnachkommen im dritten Millennium.

Prof. Lucas Burkart ist Professor für Geschichte des Spätmittelalters und der Renaissance, Prof. Jan Rüdiger Professor für Allgemeine Geschichte des Mittelalters, beide an der Universität Basel.

Eine ausführliche Fassung dieses Beitrags findet sich auf der Website des Departements Geschichte: <http://dg.philhist.unibas.ch/burkart> und <http://dg.philhist.unibas.ch/ruediger>



Von der Notiz zum Text

Von akademischen Debatten des Mittelalters existiert heute meist nur noch das Endprodukt, sei es als Buch oder in der stilisierten Diskussionsform einer sogenannten Disputation. An einem Beispiel aus der Universitätsbibliothek Basel lassen sich nun aber der Ablauf und die Vorarbeiten einer solchen Disputation bis ins Detail verfolgen. Dabei zeigt sich, dass die Produktion von Texten damals gar nicht so anders war als heute. Florian Wöller, Ueli Zahnd

Wenn wir an einer Universität des 21. Jahrhunderts die Geschichte des Denkens im Spätmittelalter erforschen, dann erforschen wir uns gewissermassen selbst. Denn auch in der Zeit vom 13. bis 16. Jahrhundert wurde grösstenteils an Bildungseinrichtungen gedacht, gelehrt und geschrieben, und so leben an unseren heutigen Institutionen und in unseren Arbeitsprozessen einige Erfindungen und Praktiken des Mittelalters fort. Ein ganz offensichtliches Fortleben dieser Art besteht natürlich in der Universität selbst: Sie ist eine mittelalterliche Erfindung – im Fall von Basel sogar eine mittelalterliche Gründung. Damals wie heute wurde an Universitäten gelehrt und diskutiert, und damals wie heute wurden aus diesem Lehrbetrieb heraus Bücher geschrieben.

Entstehungsprozesse oft unbekannt

Im heutigen akademischen Betrieb erleben wir täglich, wie Aufsätze und Bücher entstehen. Wir diskutieren erste Ideen, sehen Projekte wachsen und nehmen am Ende zur Kenntnis, dass aus ihnen ein Buch entstanden ist. Häufig schauen wir nur rasch im Vorwort nach, ob unsere Kollegen uns dankend erwähnt haben. Den Inhalt kennen wir, denn immerhin waren wir Zeugen seines Entstehens. Bei Texten, die im Spätmittelalter geschrieben wurden, verhält es sich genau umgekehrt. Wir lesen gespannt und aufmerksam das fertige Produkt, doch vom Prozess, der dorthin führte, sind wir abgeschnitten. Nur das Werk, nicht aber den Prozess, aus dem es entstanden ist, können wir zunächst erfassen.

Dasselbe gilt auch für eine bestimmte Diskussionsform des Mittelalters, nämlich für die Disputation. Disputationen wurden regelmässig abgehalten, etwa zu hohen kirchlichen Feiertagen, und sie gehörten zum Prüfungswesen. Der Kandidat stellte eine Thesenreihe zur Diskussion, worauf ein etwa gleichaltriger Kollege Gegenthesen formulierte. Beide argumentierten dann gegeneinander und versuchten, den andern zu widerlegen. Im späten Mittelalter stellten sich die Kandidaten dabei oft in die Nachfolge eines früheren gros-

sen Denkers, den sie gegen die Einwände ihres Kollegen zu verteidigen suchten. Am Ende wurde der Disput durch einen Magister entschieden, der auch beurteilte, ob sich der Kandidat genügend gut geschlagen hatte, um die Prüfung zu bestehen.

Diese Disputationen waren oft selbst das Produkt längerer Vorarbeiten, und aus heutiger Sicht wäre es in vielen Fällen wünschenswert, diese zu kennen, um mehr über den universitären Alltag und über die Genese akademischer Werke zu erfahren. Glücklicherweise hat sich in der Universitätsbibliothek Basel (UB) ein kurioser Fall erhalten, aus dem wir nicht nur den genauen Ablauf einer Disputation, sondern auch die Vorarbeiten dazu rekonstruieren können. Die Dokumente können uns daher einen lebhaften Eindruck vom damaligen Universitätsbetrieb geben und gestatten uns einen Blick über die Schultern eines spätmittelalterlichen Akademikers.

Thomas von Aquin als Vorbild

Es handelt sich um Dokumente aus dem Nachlass von Johannes Heynlin, geboren um 1430 in Stein bei Pforzheim, gestorben 1496 in Basel. Seine Biografie fasziniert durch ihre Vielfalt. Er war einerseits fest verwurzelt in der scholastisch-akademischen Praxis des Mittelalters, wo er sich besonders dem Denken des Thomas von Aquin verschrieb, und er betrieb ab 1470 andererseits die erste humanistische Druckerwerkstatt Frankreichs in Paris. Er war sowohl prominenter Wissenschaftsorganisator an mehreren Universitäten als auch Mönch der Kleinbasler Kartause, in deren Abgeschiedenheit er sich gegen Ende seines Lebens zurückzog.

In die Stadtgeschichte Basels ging Heynlin durch seine führende Rolle in den ersten Jahren der Universität (1464–1466) ein, als er auf die Einführung eines Studiengangs pochte, der seinem grossen Vorbild Thomas von Aquin verpflichtet war. Prägend war er für Basel auch durch seine Predigerstelle im Münster, doch allem voran war er ein Sammler und Liebhaber von Büchern, der sich nicht nur eine Privatbibliothek

mit zahlreichen Handschriften und Drucken zulegte (deren Bestände über die Basler Kartause in die Universitätsbibliothek eingehen sollten), sondern auch seine eigenen Texte und Notizen akribisch sammelte.

Die Aufzeichnungen aus seiner universitären Wirkungszeit hat Heynlin vor allem in zwei Bänden zusammengestellt, die in der UB aufbewahrt sind: ein kleinformatiger (A VII 13) mit ganz unterschiedlichen Dokumenten und ein etwas grösserer (A VI 12), der vor allem Disputationen enthält. Geordnet sind die Blätter nach ihrem Format und nicht nach inhaltlichen oder chronologischen Kriterien, und so kommt es, dass sich in beiden Bänden Unterlagen zu ein und demselben Ereignis finden.

Über die Beichte von Sünden

So sind in beiden Bänden Textstücke enthalten, die um die eine Frage kreisen, ob die Beichte von Sünden heilsnotwendig sei, wo doch durch die vorausgehende Reue die Sünde schon getilgt werde. Diese Frage nach Notwendigkeiten, ja nach dem Zwang zu einem religiösen Ritual mag heute befremden. In der spätmittelalterlichen Frömmigkeit traf sie aber einen Nerv der Zeit, denn die Problematik, wie das persönliche Heil genau zu erreichen sei, brannte den Gläubigen unter den Nägeln – nur wenige Jahrzehnte später sollte Martin Luther an der Frage, wie man einen gnädigen Gott denken könne, die Reformation ins Rollen bringen. Und je nachdem, wie die Frage der Bedeutung der Beichte entschieden wurde, ergaben sich ganz konkrete Auswirkungen auf den religiösen Alltag: Musste man überhaupt beichten, wenn doch die Reue genügte? Aber die Frage war auch akademisch umstritten. Denn anders als Thomas von Aquin, der der Reue durchaus zugestand, die Sündenschuld aufheben zu können, bestritt etwa Duns Scotus, ein anderer grosser Scholastiker, dass dies durch Reue allein möglich sein solle.

Heynlins verstreute Notizen dazu finden sich an zwei unterschiedlichen Stellen im kleinformatigen Band und auf 13 zusammengebundenen Blättern im grossformatigen. Dem heutigen Leser bietet sich allerdings ein verworrenes Bild: Denn an den Blättern im grossformatigen Band haben neben Heynlin noch mindestens zwei weitere Theologen geschrieben, und es lassen sich insgesamt acht Unterabschnitte ausmachen, die gar nicht alle um die Notwendigkeit der Beichte kreisen, sondern zum Teil um die umgekehrte Frage nach der Notwendigkeit der Reue. Im kleinformatigen Band sind zwar nicht nur die beiden verstreuten Notizen zur Beichte-Frage, sondern auch das dazwischenliegende Material von Heynlins Hand geschrieben, doch weist das Material in formaler Hinsicht grosse Unterschiede auf: Neben Blättern mit ungeordneten Notizen finden wir dort zwei grössere Einheiten, die in Unterkapitel gegliedert sind und um die Buss-Thematik kreisen.

Heutigen Akademikern ist ein solcher Wirrwarr nicht unvertraut: Wer einen Aufsatz fertig geschrieben hat und das

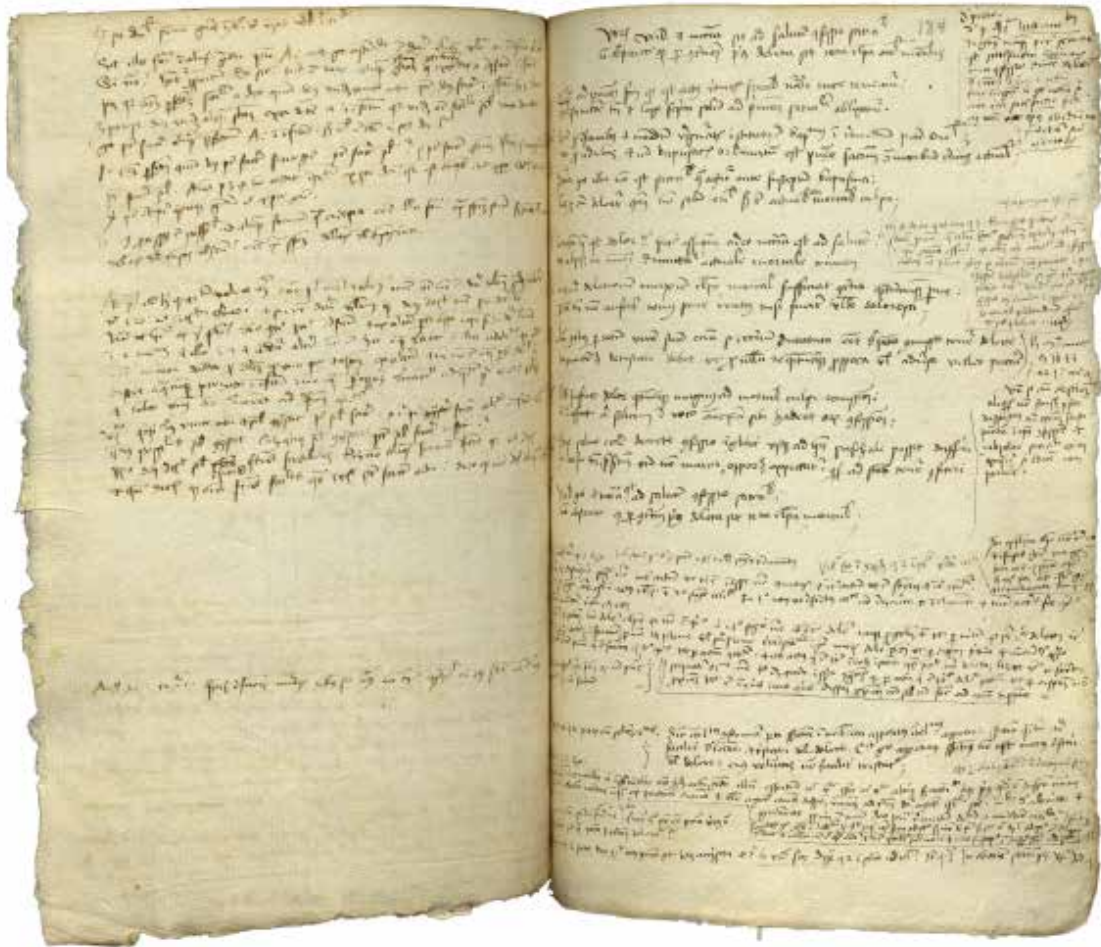
Material bündelt, das zu seiner Erstellung zusammengekommen ist, wird auch eine uneinheitliche Sammlung von Notizen, Entwürfen und Kopien in den Händen halten. Vermutlich haben wir es bei Heynlin mit einer ähnlichen Sammlung zu tun, und tatsächlich finden sich in den Materialien drei prominente Hinweise, die diese Vermutung stärken. Einer der Abschnitte im grösseren Band trägt eine Überschrift, die den Text als *magna ordinaria* bezeichnet. Ein weiterer Abschnitt der Blätter aus dem grösseren Band – einer jener Abschnitte, die nicht von Heynlin geschrieben worden sind – ist mit dem Namen *Petrus de Bellofonte* überschrieben. Und in einer der beiden klar gegliederten Einheiten aus dem kleinformatigen Band ist zweimal *ex Thomae* vermerkt.

Paris, Herbstsemester 1469/70

Der erste Hinweis auf die *magna ordinaria* führt uns ins Herbstsemester 1469/70 an der Pariser theologischen Fakultät. Heynlin war damals fortgeschrittener Doktorand, ein *Baccalaureus formatus*, der bereits in der üblichen Form eines «Sentenzenkommentars» eine Gesamtschau der Theologie erarbeitet hatte. Zu Heynlins Zeit standen solche Kommentare von allen grossen Scholastikern zur Verfügung, und es erstaunt daher nicht, dass er sich in seiner Gesamtschau meist wörtlich am Kommentar seines grossen Vorbilds Thomas von Aquin orientiert hatte. Um sein Doktorat abzuschliessen, musste sich Heynlin jetzt noch in einigen Disputationen bewähren; und tatsächlich hiess eine dieser Pflichtdisputationen die *magna ordinaria*, weil sie zu den ordentlichen Semesterzeiten im grossen, das heisst im längeren Herbstsemester stattfand.

Vor diesem Hintergrund lassen sich unschwer die ersten vier Abschnitte aus dem grossformatigen Band als einzelne Teile dieser *magna ordinaria* ausmachen, als Endprodukt also, auf das hin sich Heynlin offensichtlich vorbereitet hat. Der erste Teil stellt das Thema der Disputation vor; im zweiten präsentiert Heynlin seine eigenen Thesen; im dritten gibt er die Argumente seines Gegners wieder; und im vierten widerlegt er diese Gegenargumente. Damit liegen die typischen Elemente einer klassischen Disputation in ausgearbeiteter Form vor.

Was aber enthalten die restlichen vier Teile aus dem grossformatigen Band, die dieser Disputation beigegeben sind? Hier hilft der zweite Hinweis weiter, denn Petrus de Bellofonte war ein Kommilitone von Heynlin, der sich als Verteidiger von Duns Scotus – dem Antagonisten des Thomas von Aquin – hervortat. Der Scotus-Anhänger Bellofonte hatte damals seine eigene *magna ordinaria* bereits gehalten und war daher ein geeigneter Gegner für Heynlins Disputation. Nun sind Teile 6 bis 8 aus dem grossformatigen Band tatsächlich nichts anderes als Bellofontes *magna ordinaria* – sie weisen unter dessen Namen dieselbe Struktur auf wie Heynlins Disputation. Weil die Gegenargumente aus Teil 7 von einer weiteren Person stammen – nämlich dem Gegner von Petrus'



Entwürfe und Notizen zu den ersten Thesen von Heynlin's *magna ordinaria* (Bild: UB Basel, Sign. A VII 13, fol. 183v-184r).

früherer Disputation –, erklärt sich auch die dritte Hand, in der dieser Teil geschrieben ist; und umgekehrt wird deutlich, worum es sich bei Teil 5 handelt: um das in Unordnung geratene Original von Bellopontes Gegenargumenten zu Heynlin's Disputation, das Heynlin als Teil 3 in seine Reinschrift der Disputation abgeschrieben hat.

Unterlagen des Gegners

Offensichtlich hat sich Heynlin also zur Vorbereitung auf seine Disputation die Unterlagen der *magna ordinaria* seines Gegners beschafft, um einen Eindruck zu erhalten, wie dieser argumentieren würde. Und als solch vorbereitende Materialien lassen sich nun auch die Texte einordnen, die sich zwischen den beiden Notizblättern zur Beichte-Frage im kleinformatischen Band finden. Der Hinweis *ex Thomae* deutet an, dass sich dort Exzerpte aus Texten von Thomas von Aquin finden – tatsächlich handelt es sich beim einen Ausschnitt um Auszüge aus dessen theologischem Hauptwerk, der *Summa theologiae*, ergänzt durch Abschnitte aus andern Werken. Interessanter ist aber der zweite durchstrukturierte Ausschnitt im kleinformatischen Band, der ebenso einschlägige Stellen aus einer Textvorlage bietet – jedoch nicht mehr aus

Thomas von Aquin: Vielmehr hat Heynlin, der grosse Thomas-Verehrer, hier Originaltexte von dessen Antagonisten Duns Scotus exzerpiert; Texte also, mit deren Inhalt Heynlin rechnen musste, wenn er sich mit seinem Gegner Petrus de Bellopontes messen sollte.

Aus dem verstreuten Material lässt sich rekonstruieren, wie sich Heynlin auf seine grosse Disputation vorbereitete und was daraus entstanden ist: Im Wissen darum, wer sein Gegner sein würde, beschaffte sich Heynlin nicht nur dessen *magna ordinaria*, sondern setzte sich auch mit dessen denkerischem Vorbild auseinander. Was daraus entstand, schien Heynlin dann so geglückt, dass er sich sogar die Mühe machte, die ganze Disputation noch einmal ins Reine zu schreiben. Dem modernen Leser begegnet viel Vertrautes in dieser Vorgehensweise. Von der strategischen Vorbereitung über die Freude am verfassten Werk bis zur ungeordneten Ablage des gesammelten Materials scheint sich der akademische Umgang mit der Produktion von Texten nicht grundsätzlich gewandelt zu haben.

Dr. Florian Wöller ist Oberassistent für Kirchen- und Theologiegeschichte, Prof. Dr. Ueli Zahnd Assistenzprofessor für Geschichte der Philosophie des Mittelalters an der Universität Basel.



Die mittelalterlichen Handschriften der Universitätsbibliothek

Der weitaus grösste Teil der mittelalterlichen Handschriften der Universitätsbibliothek Basel wurde nach dem Erdbeben von 1356 verfasst, also im späten 14. und besonders im 15. Jahrhundert. Inhaltlich dominieren nicht überraschend mit zwei Dritteln die theologischen Werke, ein Viertel kann den Artes liberales zugerechnet werden, das Übrige dem Recht und der Medizin. Rund 350 Bände enthalten deutsche Werke, 90 griechische und der grosse Rest – ziemlich genau drei Viertel – ist lateinisch verfasst. Ueli Dill

Am 22. Februar 1536 besprach Bonifacius Amerbach, Rektor der Universität Basel, mit Oberstzunftmeister Theodor Brand den Plan, für die Bibliothek der Universität ein eigenes Gebäude zu errichten. Mit der bei Bibliotheks(um)-bauten üblichen Verzögerung wurde dieses Projekt 1559 vollendet: Unterhalb der Alten Universität am Rheinsprung wurde ein zweigeschossiges Gebäude errichtet, mit Arbeitsplätzen im Parterre und Magazinraum im Keller. Dort fand nicht nur der Buchbestand Platz, der im Jahrhundert seit der Gründung der Universität aufgebaut worden war, sondern auch die im Vergleich dazu deutlich umfangreicheren Bibliotheken der 1529 im Zug der Reformation aufgehobenen Klöster.

Im sicheren Hafen

Nachdem diese Bestände also 30 Jahre lang, schlecht gepflegt, schlecht genützt, schlecht geschützt, an ihren ursprünglichen Standorten verblieben und auch dezimiert worden waren, wurden nun (von bestimmten Ausnahmen abgesehen) die Bände, die noch vorhanden waren, im Gründungsjahr 1559 und in einem zweiten Anlauf 1590 in den relativ sicheren Hafen der Universitätsbibliothek gebracht. Die grössten so erhaltenen Sammlungen, bestehend aus Handschriften und – aus heutiger Sicht – alten Drucken, stammen aus der Kartause (2100 Bände, davon rund 450 Handschriften), dem Predigerkloster (600 Bände, davon rund 500 Handschriften), dem Domstift (100 Handschriften) und dem Chorherrenstift St. Leonhard (300 Bände, davon rund 40 Handschriften), insgesamt also etwa 1200 Handschriften – das sind gut zwei Drittel des heute vorhandenen Bestands.

Später kamen weitere mittelalterliche Handschriften als Teil der grossen Bestände des Amerbachkabinetts (1661) und des Museums Faesch dazu. Speziell ist das Schicksal einer aus dem 8. bis 10. Jahrhundert stammenden Handschriftengruppe aus dem Kloster Fulda, die für eine (nie realisierte) Gesamtausgabe des Isidor von Sevilla vom Druckhaus Petri

übernommen worden war. Diese Handschriften gelangten aus Petris Konkursmasse in den Besitz der Familie Faesch und fielen dann mit deren Bibliothek 1823 an die Universitätsbibliothek. Auf diese Weise kamen insgesamt rund 1750 mittelalterliche Handschriften in der Universitätsbibliothek zusammen, heute die mit Abstand grösste derartige Sammlung in der Schweiz.

Der sichere Hafen der Universitätsbibliothek wurde nach den Wirren der Kantonstrennung von 1833 noch sicherer. Das Universitätsgut wurde dem neuen Kanton Basel-Stadt zugeschlagen und durch das Universitätsgesetz 1836 zum unveräusserlichen Besitz erklärt. So hat Basel jahrhundertlang einen wesentlichen Beitrag zur Erhaltung des schriftlichen Kulturerbes geleistet und auch eine ganze Reihe sogenannter *codices unici* vor dem Untergang bewahrt. Das heisst, Basel besitzt heute die einzigen erhaltenen Handschriften dieser Werke. Dazu gehören die Universalgeschichte des römischen Historikers Velleius Paterculus sowie Werke des Hincmar von Reims und des griechischen Gelehrten Eustathios von Thessalonike.

Griechische Sammlung als Attraktion

Eine Rarität war die recht grosse Sammlung griechischer Handschriften, die in Bibliotheksbeschreibungen auch immer erwähnt wurde, so etwa 1577 in Christian Wurstisens *Epitome historiae Basiliensis*: «Die Bibliothek der hohen Schule, so an neuen und alten Büchern, wie auch an Manuscripten und griechischen geschriebenen Büchern, einen ziemlichen Vorrath hat» (Übs. von 1757). Rund 60 der griechischen Handschriften stammen aus dem Predigerkloster, dem sie vom Kroatien Ivan Stojković, selbst ein Dominikaner, vermacht wurden. Stojković hatte sie als Gesandter und im Auftrag des Basler Konzils 1435 bis 1437 in Konstantinopel zusammengekauft.

Mehrere Jahrzehnte lagen sie unbenutzt in Basel, dann aber spielten sie eine tragende Rolle bei der Ausbreitung der



Sammelhandschrift aus dem Kloster Fulda (8./9. Jh.)
mit Werken des Isidor von Sevilla, dem ältesten
Bibliothekskatalog von Fulda, den althochdeutschen sogenannten
Basler Rezepten und einem astronomisch-komputistischen
Bilderzyklus (Bild: UB, Signatur F III 15a, Bl. 23r).

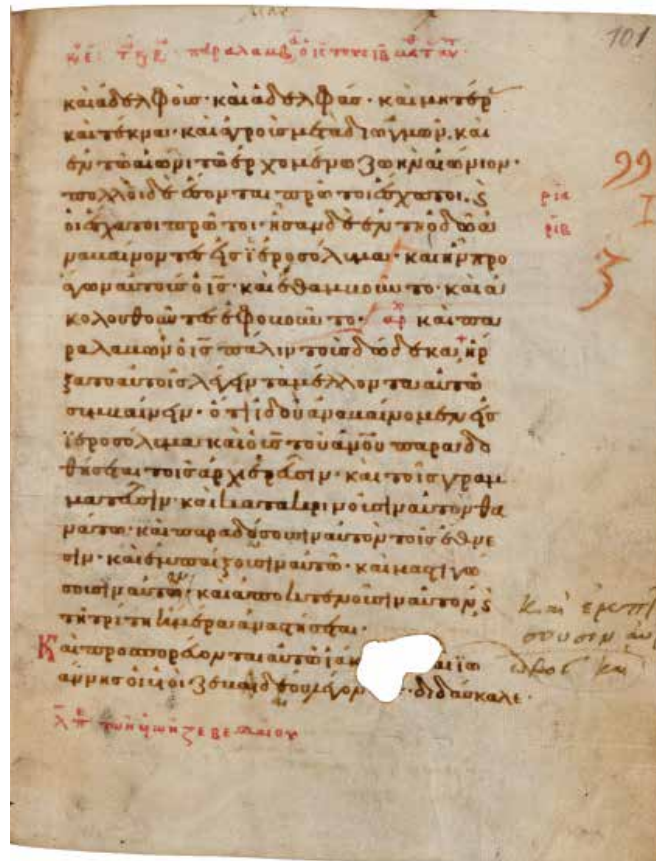
Griechischkenntnisse nördlich der Alpen und bei der Entwicklung und Blüte des Basler Buchdrucks. Erasmus von Rotterdam benutzte sie 1516 für seine Erstausgabe des griechischen Texts des Neuen Testaments, und in der Folge dienten zahlreiche weitere griechische und lateinische Handschriften als Vorlagen für Basler Drucker. Diese Wertschätzung durch Drucker und Gelehrte dürfte auch ihre Übernahme in die Universitätsbibliothek begünstigt haben.

Das Beispiel von Stojković zeigt es: Das Konzil von Basel (1431–1449), das auch als grosser europäischer Büchermarkt fungierte, spielte für den Bestandaufbau der Klosterbibliotheken eine wichtige Rolle. Die Klöster produzierten Bücher nicht nur selber, sondern kauften sie auch oder erhielten sie geschenkt. Konzilsteilnehmer machten solche Schenkungen oft im Bestreben, dem als etwas zurückgeblieben eingeschätzten Basler Geistesleben neue Impulse zu vermitteln. Das Wirken des Konzils selbst ist in der heutigen Handschriftensammlung gut dokumentiert: durch Protokollbände, Manuskripte der gehaltenen Reden und vor allem durch die Konzilsgeschichte des Johannes von Segovia, welche der Stadt zusammen mit vier anderen Handschriften vom Verfasser geschenkt wurde.

Aus Klöstern und von Mönchen

Andere Handschriften kamen aus verwandten Klöstern. So erwarb die Kartause eine mehrbändige illustrierte Ausgabe von Nicolaus von Lyras Bibelkommentar von ihrer Schwesterkartause in Freiburg/Br. Die wichtigste Quelle bildeten aber die privaten Bibliotheken der Mönche. An zwei Beispielen können wir das Leben und das Studium ihrer Besitzer schön verfolgen: Albert Löffler aus Rheinfelden (1416/17–1462) hinterliess seinem Dominikanerkonvent 33 selbst geschriebene Bände. Der zweitletzte Prior der Kartause, Jacob Louber, brachte bei seinem Klostereintritt 1477 42 Bände mit, davon die Hälfte ganz oder teilweise von Hand geschrieben. Heute sind sie eine wichtige Quelle für den akademischen Unterricht an der damals jungen Basler Universität.

Die berühmteste Privatbibliothek stammt vom Theologen und Humanisten Johannes Heynlin, der sich nach einer erfolgreichen Karriere in Paris und Basel 1487 in die Basler Kartause zurückzog, zusammen mit fast 300 bibliophil ausgestatteten Bänden, wovon rund 50 Handschriften waren (siehe Beitrag Seite 21 ff.). Zwar lassen sich in Basel kaum mehr richtige Skriptorien nachweisen, doch wurde in den Klöstern selbstverständlich geschrieben. Ein eindrucksvolles Beispiel



Die vier Evangelien griechisch, eine Handschrift des 12. Jahrhunderts mit Korrekturen des Erasmus von Rotterdam und Vermerken des Druckers (Bild: UB, Signatur AN IV 1, Bl. 101r).

ist die vom Kartäuser Heinrich Vullenhoe, einem eifrigen Schreiber, geschaffene Bibel in vier Bänden. Die Abschlussdaten der drei erhaltenen Bände zeigen, dass Vullenhoe mehr als zehn Jahre an dieser Arbeit sass: 1435, 1443 und 1445. Die umfangreichste, bestbezeugte und besterhaltene Bibliothek ist jene der Kartäuser. Nicht nur sind wohl noch neun Zehntel des ursprünglichen Bestands vorhanden, sondern auch zwei Kataloge, ein Ausleihbuch und eine Wegleitung für den Bibliothekar. Eigentlich handelte es sich um vier Bibliotheken: die Bibliotheca antiqua, wo die Handschriften und älteren Drucke standen, die Bibliotheca nova mit den jüngeren Drucken, die für den Gottesdienst bestimmte Chorbibliothek und die Laienbibliothek. In dieser waren deutschsprachige Bücher für den Gebrauch durch die Laienbrüder versammelt, darunter das breite Übersetzungswerk des Mitbruders Ludwig Moser. Im Ausleihbuch sind von 1482 bis 1528 rund 500 Ausleihvorgänge bezeugt: an Professoren und Studenten, Geistliche, Buchdrucker, Schullehrer und an Bekannte von Klosterangehörigen. Im Manuale für den Bibliothekar wird detailliert beschreiben, wie die Bücher angeschafft, gebunden, signiert, mit Besitzeintrag und Inhalt versehen, in den Bestand eingereiht und ausgeliehen werden

sollten. Ausführlich werden auch die erforderlichen Kontroll- und Reinigungsarbeiten behandelt.

Erhaltung und Erschliessung

Auch heute wird in der Abteilung Handschriften und Alte Drucke der Universitätsbibliothek viel Arbeit auf die Erhaltung und Erschliessung der Handschriften verwendet. Alle Dokumente wurden in den letzten Jahren gereinigt und in eigens gefertigte Kartongehüllen verpackt. Die im Lauf des letzten Jahrhunderts erstellten, aber nur teilweise publizierten Beschreibungen und Register werden aktualisiert und im Onlinekatalog HAN (Handschriften, Archivbestände, Nachlässe) zugänglich gemacht. Immer mehr Handschriften lassen sich auch in digitaler Form auf den beiden Plattformen e-codices.ch (Mittelalter) und e-manuscripta.ch (Neuzeit) online konsultieren. Denn Ziel ist nicht nur, das reiche handschriftliche Erbe des mittelalterlichen Basel noch möglichst lange sicher aufbewahren zu können, sondern auch, die wissenschaftliche Beschäftigung damit zu ermöglichen und anzuregen.

Dr. Ueli Dill ist Vorsteher der Abteilung Handschriften und Alte Drucke der Universitätsbibliothek Basel.

Von Troja nach Skandinavien – altnordische Topografien

Seit einigen Jahren hat die Populärkultur die nordische Mythologie wiederentdeckt. Diese reichhaltige Welt ist vor allem durch schriftliche Quellen in mittelalterlichen Handschriften überliefert, etwa in der *Lieder-Edda* und der *Prosa-Edda*. Nun lässt sich verfolgen, wie die erzählten Topografien innerhalb der skandinavischen Mythen aussahen. Lukas Rösl

In Kinohits wie «Marvel's The Avengers» und den beiden «Thor»-Filmen aus Hollywood, die auf den gleichnamigen Marvel-Comics basieren, wird neben den mythologischen Figuren auch ihre Lebenswelt dargestellt. Doch woher stammt das Wissen um die Welt der nordischen Götter, die etwa in Comics und Filmen so detailliert dargestellt wird? Nebst einigen schematischen Abbildungen mythologischer Szenen auf skandinavischen Bildsteinen sind die altnordischen Mythen hauptsächlich in literarischer Form überliefert. Die beiden wichtigsten Werke, die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in altisländischer Sprache verfasst und in mehreren mittelalterlichen Handschriften überliefert wurden, sind heute unter den Titeln *Lieder-Edda* und *Prosa-Edda* bekannt.

Die *Lieder-Edda* ist eine anonym verfasste Sammlung von Liedern, die sowohl skandinavische Göttermythen umfasst als auch gemeingermanische Heldenlieder, die zu demselben Stoffkreis gehören wie das mittelhochdeutsche Nibelungenlied. Die *Prosa-Edda* hingegen ist ein mythografischer und dichtungstheoretischer Text. Er diente wohl dem Zweck, dass angehende Skalden – die höfischen Dichter im mittelalterlichen Skandinavien – die für ihre elaborierte Kunst unerlässlichen Erzählungen über die nordische Götterwelt kennenlernten, um sie in ihren Gedichten verwenden zu können. Die *Prosa-Edda* zitiert dabei stellenweise Strophen aus der *Lieder-Edda* und kreierte aus ihren häufig doch sehr obskuren mythologischen Versen eine in sich geschlossen wirkende Mythologie. Ein gewichtiger Teil der *Prosa-Edda* erzählt, nebst der Erschaffung und dem Leben der Götter und einiger weniger Menschen, von einer Vielzahl topografischer Strukturen, die entstehen, sich verändern, sich ausdehnen oder verflüchtigen, um schliesslich wieder zu kollabieren.

Reisende Götter

In Anlehnung an die Genesis berichtet der Prolog der *Prosa-Edda* von der Schöpfung der Welt durch einen allmächtigen Gott. Nachdem die Welt durch die Sintflut gereinigt worden

ist und die Menschen erneut Gottes Namen vergessen haben, wird erzählt, wie Odin und seine Gefährten einer Prophezeiung folgend aus Troja aufbrechen, um in Nordeuropa als Götter verehrt zu werden. Über die Herleitung des nordischen Götterpantheons von Menschen aus der Stadt Troja kann sich der Text, der über 200 Jahre nach der Christianisierung Islands niedergeschrieben wurde, dem Vorwurf entziehen, er verherrliche die heidnischen Gottheiten.

Die aus Troja ausgewanderten Menschen lassen sich am Ende ihrer Reise in Skandinavien nieder und werden dort unter der Sammelbezeichnung Asen als übernatürliche, göttliche Wesen verehrt. Der weise schwedische König Gylfi will die Ursache der göttlichen Macht erforschen, die den Asen zugeschrieben wird, und begibt sich getarnt als alter Mann zu ihrer Burg. Dort wird ihm von drei Asenkönigen eine Sinnestäuschung vorgegaukelt, sodass er der Illusion erliegt, in einer grossen Halle zu stehen, während er die Könige über die Entstehung der Welt, deren Verlauf und das Leben und Wirken der Asen befragt.

Schöpfung aus dem Urriesen

Als Erstes will Gylfi erfahren, wer der höchste aller Götter für die Asenkönige sei, worauf diese von Allvater erzählen, der Himmel und Erde und alles Dazugehörige geschaffen habe. Demselben Narrativ folgend, wie es zu Beginn des Prologs der *Prosa-Edda* verwendet wurde – und das an den Schöpfungsbericht der Genesis erinnert –, erfährt Gylfi auch von der Unsterblichkeit der Seele und von der Einteilung des Jenseits in Himmel und Hölle. Die deutlich christlich geprägte Kosmogonie wird von Gylfi implizit abgelehnt, wenn er fragt, wo Allvater sich aufgehalten habe, bevor er diese dualistisch strukturierte Welt erschaffen habe. Als Antwort darauf erzählen ihm die drei Könige, dass Allvater bei den Reifriesen gelebt habe.

Der Hinweis auf eine Zeit und eine Welt vor der zuvor erzählten Schöpfung zwingt die Asenkönige, eine neue Kos-

mogonie zu beschreiben. So erfährt Gylfi, dass zu Beginn der Welt nur zwei Gebiete existiert haben, ein heisses im Süden und ein eisiges im Norden, die durch das Ginnungagap, eine klaffende Leere, getrennt gewesen seien. In diesem leeren Raum entstanden beim Aufeinandertreffen von Eis und Hitze Tautropfen, die den Urriesen Ymir formten, aus dem weitere Riesen hervorgingen. Der Genealogie zufolge zeugte eine Riesin zusammen mit einem nicht weiter bestimmten Wesen drei Söhne, von denen einer Odin genannt wurde. Odin und seine zwei Brüder töteten Ymir und formten aus seinem Körper die Welt: Aus Ymirs Blut entstand das Meer, seine Haut wurde die Erde, die Knochen wurden zu Bergen und die Schädeldecke bildete die Himmelsschale.

Das Land, welches aussen vom Meer umgeben war, wurde durch einen Wall namens Midgard, der aus den Augenbrauen Ymirs bestand, vor den feindlichen Riesen geschützt, die an den Stränden lebten. In der Mitte dieser neuen Welt errichteten sich Odin, der in der Erzählung der drei Könige nun rückblickend mit Allvater gleichgesetzt wird, und die Asen eine Burg, die sie Asgard nannten. Dieses Asgard, so die Könige, sei nach dem Vorbild des alten Asgard gestaltet, das sie als Troja identifizieren.

Gespiegelte Räume

Schon aus dieser kurzen Erzählung der drei Asenkönige lassen sich narratologische Verfahren ableiten, die zur Bildung der Topografien der eddischen Mythen in der *Prosa-Edda* verwendet werden. Äusserst produktiv sind die Prinzipien der Spiegelung gegebener Topografien sowie deren dynamische Umformung durch eine Anpassung an neue Narrative. Bei der Spiegelung wird eine zuvor in der *Prosa-Edda* eingeführte topografische Struktur aufgegriffen und für ein neues Raumnarrativ adaptierbar gemacht. Dieses Vorgehen lässt sich anhand des Schöpfungsberichts aus dem Prolog nachverfolgen, der selbst in Anlehnung an den Beginn der Genesis gestaltet ist und später von den Asen dazu verwendet wird, um Gylfi eine erste Kosmogonie zu präsentieren.

Der allmächtige Gott, der im Prolog als Schöpfer der Welt eingeführt wird, findet sich in der Erzählung der Asenkönige durch die Figur Allvater substituiert, wohingegen der Vorgang der Schöpfung selbst gespiegelt wird. Diese gespiegelte Kosmogonie hält jedoch den kritischen Fragen Gylfis nicht stand und muss durch ein neues Narrativ ersetzt werden. Erst aus der Erzählung über Ymir und wie Odin und seine Brüder aus diesem Urriesen die Welt bildeten, leitet sich eine eigenständige eddische Kosmogonie ab. Die Asen wurden allein durch Gylfis Frage dazu veranlasst, diese neue Schöpfungsgeschichte zu erzählen, in der Ymir zur Urmaterie und zum Medium der aus ihm geschöpften Welt wird.

Die Dynamik, die sich aus der dialoghaften Erzählweise der *Prosa-Edda* ergibt, lässt die Asen die von ihnen erzählten Topografien der eddischen Mythen immer neu umformen und an die kritischen Fragen Gylfis anpassen. So geht die im

Prolog durch Gott geschöpfte Welt in der Version der drei Asenkönige in die von Allvater kreierte über, die wiederum einer aus dem Körper Ymirs geformten Welt weichen muss. Das antike Troja, welchem dem Prolog zufolge die Asen entstammen, wird in der Erzählung zur eddischen Welt als Vorbild von Asgard gesetzt und so in die Topografie der nordischen Mythologie überführt.

Erzählte Welten als Fiktionen

Die in der *Prosa-Edda* beschriebenen Kosmografien und die daraus entstehenden Topografien dieser mythischen Welt werden, wie zuvor erwähnt, Gylfi – und gleichzeitig den Rezipienten des Texts – im Rahmen einer Sinnestäuschung dargestellt. Dieser Erzählraum, in dem die drei Asenkönige Gylfi Red und Antwort stehen, relativiert das Erzählte durch seinen illusorischen Charakter. Jede Aussage über das Leben der nordischen Götter und ihre Lebenswelt, die innerhalb dieser fingierten Halle getätigt wird, ist somit Bestandteil einer von den drei Königen inszenierten Täuschung. Gleichzeitig lenken aber auch Gylfis Fragen den Verlauf der Erzählung über die Topografien der eddischen Mythen. Denn erst sein Hinterfragen der ihm zu Beginn erzählten Geschichte über die Schöpfung Allvaters führt zur Bildung einer eigenständigen eddischen Welt.

Die Dynamik, die ihren Ausgangspunkt in eben dieser Ablehnung der ersten erzählten Kosmogonie hat, wird durch die weiteren Fragen Gylfis angetrieben und zwingt die drei Asenkönige dazu, immer neue Geschichten zu erfinden, bis sich der Fragende mit dem Gehörten zufrieden gibt. Die Welten, von denen die Asenkönige berichten, und die in ihnen dargestellten Topografien werden somit erst während des Erzählens erschaffen.

Schon diese zwei narratologischen Prinzipien der Spiegelung und der dynamischen Umformung, die in der *Prosa-Edda* modellhaft zu erkennen sind, zeigen, wie schwierig es ist, der eddischen Mythologie eine einheitliche und statische Topografie zu entnehmen. Noch problematischer wäre es, diese literarisch verarbeiteten mythologischen Erzählungen auf eine Weltvorstellung der Menschen im vorchristlichen Skandinavien zurückzuführen. Die Dynamik der eddischen Welt und die Anpassungsfähigkeit ihrer Topografien an neue Narrative, die in der *Prosa-Edda* von der Erzählung selbst gefordert wird, bietet jedoch problemlos Platz für neue Darstellungsformen – wie die erwähnten Filme und Comics.

Dr. des. Lukas Rösli ist Assistent am Fachbereich Nordistik der Universität Basel.

Recycling: Musikhandschriften als Bucheinbände

Im Staatsarchiv Basel-Stadt befinden sich einige hundert Rechnungsbücher, die mit mittelalterlichen Musikhandschriften eingebunden sind. Diese mit musikalischer Notation versehenen Pergamenteinbände stammen aus liturgischen Gesangsbüchern, die nach der Reformation als Makulatur verwendet wurden, um die Bände vor Abnutzung zu schützen. Matteo Nanni

Was uns diese Archivmaterialien vor Augen führen, ist schlicht die Wiederverwendung von vorgefundenem Material – nichts anderes als das uns allen bekannte Prinzip des Recycling. Schriftstücke, deren Inhalte nicht mehr benötigt wurden, wurden wegen ihres materiellen Wertes wiederverwendet, um einen der ursprünglichen Bestimmung sehr fern liegenden Zweck zu erfüllen. Von welchem Verhältnis zur Geschichte zeugen diese mit Musikpergamenten umhüllten Bücher? Was wird bewahrt, was zerstört, was wird ignoriert und was gewürdigt? Was erfahren wir durch diese Objekte über die Musik- und Kulturgeschichte Basels im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit? Schon allein wegen ihrer materiellen Beschaffenheit laden diese Gegenstände dazu ein, das beziehungsreiche Geflecht von Musikgeschichte, Religion und Kultur neu in den Blick zu nehmen.

Abgaberegister der früheren Klöster

Bei den mit den Choralfragmenten eingebundenen Bänden handelt es sich um Bücher aus dem Finanzwesen des 16. und 17. Jahrhunderts, in denen Abrechnungen von Grundherrschaften eingetragen sind und die Beschreibungen von Zuständen ökonomischer Art darlegen: sogenannte Urbare. So werden Abgabenregister bezeichnet, die von den städtischen Schaffnern (Vermögensverwaltern) geführt wurden, die die ehemaligen Klostergüter beaufsichtigten. Die Urbare gelten als pragmatische Schriftstücke, die in Form von Verzeichnissen die chronologisch geordneten ökonomischen und administrativen Wertzustände der früheren Klöster überliefern.

Wir haben es hier mit Gegenständen zu tun, die aus mannigfaltigen, vom Menschen bearbeiteten Naturstoffen bestehen: auf der Aussenseite Pergament und Leder, innen Karton, Papier, Fäden. Als Material ist das Pergament besonders resistent und elastisch, es bietet einen langzeitigen Schutz und verhindert, dass die Buchrücken und -ränder beschädigt werden. Es besteht aus bearbeiteter Tierhaut und hat daneben auch – besonders auf der porösen Haarseite – eine wei-

che taktile Qualität, die für die Urbare, die einem intensiven Gebrauch ausgesetzt waren, als vorteilhaft angesehen wurde. Die Urbare aus Basel wurden teilweise nach den Regeln der höchst professionellen Buchbindereikunst hergestellt; in anderen Fällen hingegen wurden die Abgabenregister lediglich geheftet und mit einer Pergamentmakulatur versehen.

Die Objekte tragen eine stark aufgeladene Eigengeschichte in sich: liturgische Handschriftenblätter des Mittelalters, die zunächst in Gesangbüchern eingebunden waren, dann herausgeschnitten und zu Buchumschlägen von Zinsbüchern transformiert wurden. Diese wiederum wurden später in Archivregalen aufbewahrt und stehen uns nun als *Zeugnisse von Geschichte* gegenüber – gerade in dem Moment, in dem sie aus dem Archiv hervortreten.

Umwertungen, Wertverschiebungen

Aus musikwissenschaftlicher Sicht stellen diese Archivalien einerseits ein breites Feld für philologische Untersuchungen und systematische Studien dar. Die Forschung hat sich in den letzten Jahrzehnten – massgeblich durch den Beitrag des aus Basel stammenden Musikwissenschaftlers Martin Staehelin – mit der Frage nach der fragmentarischen und versprengten Überlieferung mittelalterlicher Musikhandschriften befasst. Ausgehend von der Pionierarbeit, die der ehemalige Leiter des Staatsarchivs Albert Bruckner zur Handschriftenüberlieferung in Basel geleistet hatte, schloss der Musikologe Frank Labhardt 1995 eine bisher leider unveröffentlicht gebliebene Grundlagenarbeit zu den Choralfragmenten aus dem Staatsarchiv ab. Neben der philologischen Identifizierung sämtlicher mit musikalischer Notation versehener Fragmente – es sind insgesamt 813 aus dem 11. bis 15. Jahrhundert – und ihrer Katalogisierung bietet Labhardt eine sehr wichtige erste Rekonstruktion von zusammenhängenden Gesangbüchern an.

Andererseits laden die Objekte ein, über Wertschätzung und Wertverschiebungen im Lauf der Geschichte nachzudenken. Wurden die mittelalterlichen Handschriften, die einst Träger



Rechnungsbücher mit unterschiedlich notierten Pergamentumschlägen.
 Staatsarchiv Basel, Domstift OO 2, 1629/30; Maria Magdalena LL 1,
 1634; Klosterarchiv Klingental GG 1, Stadtcorpora, 1633/34;
 Klosterarchiv Klingental GG 2, Landcorpora, 1660/61; Spital-Archiv F 4,
 1692; Almosen D 6, 1592/93 (Bild: Daniel Spehr).

von sakrosankten Gesängen waren, dank der robusten Konstitution ihres Materials als Buchschutz wiederverwendet, so führen sie uns eine Geschichte von Umwertungen und Wertverschiebungen vor Augen. Der liturgische Wert, als eine immaterielle Qualität, die im gesungenen Gebet zum Ausdruck kommt, wurde im Zug der Reformation durch den materiellen Wert des Pergaments als Naturstoff ersetzt. Der so angereicherte Materialwert realisiert sich in der Funktionalität des Schutzes für andere, im Urbar aufbewahrte ökonomische Werte. In einem folgenden Schritt verschwand dann der ökonomische Wert hinter dem historischen Wert dieser Objekte

als Archivalien. Und in einer allerletzten Stufe erhalten sie heute einen «Ausstellungswert», der sie zu sprechenden Zeugen von Geschichte macht – einer Geschichte, die aus einer nicht aufzulösenden Dialektik von Aufbewahrung und Vernichtung, immateriellem und materiellem Wert besteht. Inmitten dieser Dialektik geben diese Archivbestände ein einzigartiges Bild der Kulturgeschichte Basels und Europas zwischen Mittelalter und Renaissance wieder.

Prof. Matteo Nanni ist Assistenzprofessor am Fachbereich Musikwissenschaft an der Universität Basel.



Ein grosser Basler Dichter: Konrad von Würzburg

Der Gralssucher Parzival und die Liebe von Tristan und Isolde haben einen festen Platz im kulturellen Gedächtnis. Ihre massgebliche literarische Gestalt erhielten solche Stoffe im hohen Mittelalter, bei Dichtern wie Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strassburg. Ebenso berühmt war damals ein Basler: Konrad von Würzburg. Sein vielschichtiges Œuvre wird seit einigen Jahrzehnten erforscht – jüngst verstärkt auch von der Basler Mediävistik. Gert Hübner, Seraina Plotke, Stefan Rosmer

Basels bedeutendster Schriftsteller ist in der Stadt ein Unbekannter. Kein Dichtermuseum, keine Gedenktafel, kein Strassenname erinnert an ihn, selbst literarisch Interessierten sind weder sein Name noch seine Werke geläufig: Die Rede ist von Konrad von Würzburg, der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Basel lebte und hier einen Grossteil seiner Werke schuf. Wie bei den meisten mittelalterlichen Dichtern ist der Namenszusatz «von Würzburg» kein Adelsprädikat, sondern eine Herkunftsbezeichnung. Er hiess Cuonrât und kam aus Würzburg, und so bezeichnete er sich auch selbst.

Gönner aus der Basler Oberschicht

In Würzburg wurde Konrad zwischen 1220 und 1230 geboren, seit den 1260er-Jahren muss er am Oberrhein tätig gewesen sein, denn er nennt in seinen Werken Gönner, die in Basel lebten: Der Basler Bürgermeister Peter Schaler war Auftraggeber des Versromans *Partonopier und Meliur*, und Dietrich an dem Orte, der als Domkantor eines der höchsten Ämter des Bistums innehatte, finanzierte den Versroman *Trojanerkrieg*. Auch in den Heiligenlegenden führt Konrad Mäzene aus der Aristokratie an: den Domherrn Liutold von Röteln, den Ratsherrn Johannes von Arguel sowie Heinrich Iselin und Johannes von Bermwewil.

Daneben bezeugen Konrad drei ausserliterarische Quellen. In den *Colmarer Annalen* – 1266 bis 1306 von einem unbekanntem Dominikanermönch verfasst – heisst es für die Zeit zwischen dem 8. und 22. Oktober 1287: *Obiit Cuonradus de Wirciburch, in Theutonico multorum bonorum dictaminum compilator* (Es starb Konrad von Würzburg, ein Bearbeiter vieler guter Gedichte in deutscher Sprache). Die Nachricht ist aussergewöhnlich, denn in keiner andern erhaltenen lateinischen Chronik des 13. Jahrhunderts oder zuvor wurde je der Tod eines deutschsprachigen Dichters erwähnt. Das zweite Zeugnis ist eine Basler Urkunde von 1295, die einen Rechtsstreit um ein Haus in der Spiegelgasse (heute Augustinergasse) regelt, das neben dem Haus lag, das früher Konrad

von Würzburg (*magistri Cuonradi de Wirzeburg*) gehörte. Und drittens verzeichnen die Anniversarienbücher des Münsters eine von Konrad auf den 31. August gestiftete, jährlich zu feiernde Messe für sein Seelenheil und das seiner Frau sowie seiner beiden Töchter. Laut diesem Eintrag war die Familie in der Maria-Magdalena-Kapelle im Münsterkreuzgang begraben.

In der Germanistik bezeichnet man Konrad landläufig als Berufsdichter, was insofern zutrifft, als er sich für das Dichten entlohnen liess und wohl einen nicht geringen Teil seiner Zeit darauf verwendete. Davon allein hätte er es aber kaum zu einem Haus auf dem Münsterberg und einem Grab in der Münsterkapelle bringen können. Er muss deshalb noch einen anderen Beruf gehabt haben; sein Wohnort legt eine Beziehung zum Hochstift nahe. Wegen der Auftraggeber aus der sozialen und politischen Führungsschicht der Stadt, des Wohnorts und der Grabstätte könnte man den Migranten Konrad von Würzburg als ein Musterbeispiel für gelungene Integration bezeichnen.

Von Dichterkollegen hoch geschätzt

Doch wer Konrad als erfolgreich integrierten Immigranten vereinnahmt, legt moderne Massstäbe an, was leicht in die Irre führen kann. So gesehen ist die Behauptung, dass er Basels bedeutendster Dichter sei, zweischneidig, denn ein solches Prädikat ist ja stets an die Werturteile jener geknüpft, die es vergeben. Zu Konrads Lebzeiten bestand jedoch an seinem Rang kein Zweifel. Das bezeugen neben der auffälligen Erwähnung in den *Colmarer Annalen* auch Konrads Dichterkollegen. Fernab von seiner Basler Wirkungsstätte rechnen ihn Hermann Damen und Rumelant von Sachsen in Mittel- und Norddeutschland zu den besten lebenden Lyrikern. Der Liederdichter Frauenlob – um 1300 die literarische Berühmtheit schlechthin – widmet ihm einen poetischen Nachruf, in dem es heisst, dass mit Konrad die Kunst selbst gestorben sei.

Aussergewöhnlich an Konrad ist im Vergleich mit Zeitgenossen die Spannweite seines Œuvres, das reich tradiert ist: Er verfasste Versromane, Heiligenlegenden, kürzere Versnovellen, ein langes poetisches Marienlob, eine Turnierbeschreibung, Minnelieder und Sangsprüche. Damit steht er in der Tradition der höfischen Dichtung, die sich im 12. Jahrhundert im provenzalischen, französischen und deutschen Sprachraum etablierte. Nachdem er in der Forschung lange als Epigone galt, hat die jüngere Mediävistik seine ausserordentliche Stellung erkannt und sich dem Urteil der Zeitgenossen und der Überlieferung angeschlossen. Konrads Werke stehen nun auch verstärkt im Fokus der Basler Mediävistik, wie folgende Beispiele zeigen.

Der Trojanerkrieg – ein höfischer Antikenroman

Der *Trojanerkrieg* ist Konrads aufwendigstes Werk. Die Geschichte vom Krieg der Griechen gegen Troja war im mittelalterlichen Westeuropa vor allem dank zweier spätantiker lateinischer Prosaerzählungen geläufig. Homers *Ilias* kannte man dagegen nur als kurze lateinische Zusammenfassung aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. Diese Quellen dienten dem französischen Dichter Benoît de Sainte-Maure um 1165 als Vorlagen für seinen höfischen *Roman de Troie*, der mit rund 30'000 Versen wesentlich umfangreicher ist als seine Vorlagen, vor allem, weil der Autor viele Details dazu erfunden hat.

Konrad griff in den 1280er-Jahren auf Benoît zurück und arbeitete unter anderem Bezüge auf den Troja-Stoff bei Vergil und Ovid in seinen Text ein. Er hat mithilfe dieser weiteren Quellen vor allem die Kausalketten genau rekonstruiert, die zum Krieg führten. Dabei hat auch er vieles dazu erfunden oder ausgeschmückt, etwa die den Krieg auslösende Liebesbeziehung zwischen Paris und Helena. Das Interesse der Basler Forschung richtet sich denn auch besonders auf dieses Verhältnis zwischen poetischer Erfindung und dem Wahrheitsanspruch, der im dichterischen Erzählen des 12. und 13. Jahrhunderts zentral ist. Diese Praxis, die sich nicht nur bei Konrad findet, ist in Beziehung zu setzen zur Rhetorik und zu den historischen Konzeptionen von Wirklichkeit und Wahrheit, die ein adäquates Verständnis der Eigenheiten mittelalterlichen Erzählens erst ermöglichen.

Der Minne- und Abenteuerroman Partonopier und Meliur

In Vorbereitung ist in der Basler Mediävistik die Neuedition und erste Übersetzung ins Neuhochdeutsche von *Partonopier und Meliur*. Die rund 22'000 Verse umfassende Liebes- und Abenteuergeschichte bietet für die Wissenschaft reiches Untersuchungsmaterial, ist aber auch für sich sehr lesenswert. Erzählt wird, wie sich der Grafensohn Partonopier auf der Jagd verirrt und in eine prächtige, aber menschenleer wirkende Stadt findet. Dort kommt es zur Liebesvereinigung mit einer unsichtbaren Frau: mit Meliur, der zauberkundigen, feenhaften Tochter des Kaisers von Konstantinopel, die ihm eröffnet, dass er sie in zwei Jahren heiraten, vorher aber nicht

sehen dürfe. Partonopier widmet sich zunächst dem Kampf gegen die Heiden, bricht dann aber, angestachelt durch den Erzbischof, das auferlegte Seh-Tabu. Er verliert Meliur und muss sich verschiedenen Prüfungen stellen, um die Geliebte zurückzugewinnen. Konrad verarbeitet in seinem Werk diverse kulturelle Problemstellungen der Zeit; zwei davon seien hier vorgestellt:

– Die Handlung des Minne- und Abenteuerromans spielt im kulturellen Dreieck von christlichem Abendland, christlich-orthodoxem Byzanz und muslimischem Orient, wie es für das durch die Kreuzzüge geprägte Europa bestimmend war. Die Literatur tritt hier in ein Dialogverhältnis zu den realhistorischen Ereignissen. Der Text «verhandelt», um mit Stephen Greenblatt zu sprechen, die kulturellen Beziehungen zwischen Europa und dem Orient, indem er an bestimmten Konfigurationen und Handlungsmustern unterschiedliche Relationsverhältnisse durchspielt und die lebensweltlichen Positionen in Beziehung aufeinander neu definiert. Die abenteuerlichen Bewährungsproben des Helden in der Fremde sind damit Reflexionen über die Geschehnisse der eigenen Wahrnehmungsgegenwart, und zwar im Hinblick sowohl auf die fremde wie auch auf die eigene Kultur.

– Konrads Werk setzt sich experimentell mit der Neukonfiguration der Geschlechterverhältnisse auseinander, indem es das Erzählmuster der Feengeschichte und der sogenannten Mahrtenehe (meist an ein Tabu geknüpfte geschlechtliche Verbindung eines Menschen mit einem Zauberesen) aufgreift, das im Hoch- und Spätmittelalter sehr beliebt war und in der neuzeitlichen Literatur bis in die Gegenwart Bearbeitungen erlebte (Goethe, Tieck, Fontane, Ingeborg Bachmann). Dieses Erzählmodell ist dadurch geprägt, dass es mithilfe des Feenmotivs und des an den menschlichen Partner gestellten Tabus modifizierte Geschlechterrelationen auslotet und gesellschaftlich etablierte Gendertypisierungen aufbricht. Handlungsspielräume und Machtstrukturen zwischen den Geschlechtern werden neu inszeniert, wobei das Tabu und sein Bruch ethnologische, psychoanalytische und sozialpolitische Lektüren zulassen, die mit Fragen der Geschlechtergeschichte verknüpft werden können.

Profiliertes Lyriker

Neben den erzählenden Texten ist von Konrad ein schmales, aber profiliertes Œuvre an Lieddichtung überliefert. Er war in den grossen Gattungen der deutschsprachigen mittelalterlichen Liedkunst tätig, verfasste also Minnelieder und Sangsprüche. In einem Sangspruch – er besteht in der Regel aus nur einer Strophe, die gesungen vorgetragen wurde – wird meist ein Thema in einem allgemeingültigen Redegestus und pointiert zusammengefasst abgehandelt. Das Themenspektrum umfasst alle Bereiche des höfischen Lebens wie Fürstenlehre, Herrenlob und -tadel, Tagespolitik, allgemeine höfische Verhaltenslehre, Bitte der Dichter um Lohn, Klage über Geiz, religiöse Unterweisung, gebetsartige Strophen, Natur-



Gehörte zu den angesehensten Dichtern seiner Zeit:
 Konrad von Würzburg (links) mit Schreiber
 (Bild: Universitätsbibliothek Heidelberg, Grosse Heidelberger
 Liederhandschrift, Cod. Pal. germ. 848, Seite 383r).

kunde, Verhalten von Mann und Frau. Konrads Minnelryk zeichnet sich dadurch aus, dass sie die Liebesdarstellung generalisiert. Die für den Minnesang typische Perspektive des von der Liebe unmittelbar Betroffenen wird aufgegeben. Im Zentrum steht nicht mehr das Liebesleid des Einzelnen, sondern die Liebe selbst. In Strophenform, Reimkunst und Formulierungstechnik zeichnen sich Konrads Minnelieder durch eine enorme – zuvor so nicht anzutreffende – Steigerung der Formkunst aus. Auch seine Sangsprüche stehen in ihrer metrisch-reimtechnischen und rhetorischen Durchformung den Minneliedern nicht nach, sodass seine Lyrik ins Zentrum von Fragestellungen der Stilgeschichte rückt. Der Rhetorik als historischer Textproduktionslehre und ihrem Spannungsverhältnis zur dichterischen Praxis kommt hier besonderes Gewicht zu.

Konrads Sangsprüche sind bedeutsam für die spätere Geschichte der gesungenen Lyrik. Während es in den übrigen Gattungen der höfischen Dichtung im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts zu einem Traditionsbruch kommt, wird der Sangspruch weiter überliefert und produziert. Die Gattung

gerät dabei in einen tiefgreifenden Veränderungsprozess, der in den städtischen Meistersang mündet. Dabei dürften vor allem die kunstvollen Strophenformen in Verbindung mit der Melodie eine wichtige Rolle gespielt haben. Konrad galt für die Meistersinger des 15. und 16. Jahrhunderts als einer ihrer Ahnherren und dichterische Autorität, als einer der «Zwölf alten Meister».

Prof. Dr. Gert Hübner ist Extraordinarius für Germanistische Mediävistik im Europäischen Kontext am Deutschen Seminar der Universität Basel, PD Dr. Seraina Plotke Universitätsdozentin für Germanistische Mediävistik am Deutschen Seminar sowie Privatdozentin für Neulatein am Departement Altertumswissenschaften und Dr. des. Stefan Rosmer Assistent für Germanistische Mediävistik am Deutschen Seminar.

Rechtsgeschichtliche Einblicke

Das Mittelalter spielte für die Entwicklung des europäischen Rechts eine wichtige Rolle. Zentral ist dabei, dass damals zwei unterschiedliche Rechtssysteme nebeneinander bestanden: das kirchliche, also das kanonische Recht einerseits und das weltliche, das heisst vor allem das römische Recht andererseits. Felix Hafner, Patricia Kaiser

Das Siegel der Juristischen Fakultät der 1460 gegründeten Universität Basel, auf dem Papst und Kaiser abgebildet sind, symbolisiert diese beiden Rechtssysteme: das kirchliche und das weltliche. Nach dem Studium beider Rechte erwarb man den Titel eines *licentiatius utriusque iuris*, mit der Dissertation den *doctor utriusque iuris*. Dieser Dualismus wirkt bis in die Gegenwart nach: So ist noch heute die Rede davon, dass man Jura, Rechte oder Rechtswissenschaften (jeweils im Plural) studiert.

Die Wurzeln dieser beiden Rechtssysteme finden sich freilich nicht im Mittelalter, sondern in der Antike. Das römische Recht ist – wie der Name sagt – eine Errungenschaft der Römer, während das kanonische Recht seinen Ausgang bei der frühkirchlichen Organisation des antiken Christentums nimmt. Beide Rechtssysteme erlebten jedoch ihren Höhepunkt im Mittelalter.

Römisches Recht im Wandel

Für die Entwicklung des römischen Rechts bedeutete das Jahr 533 einen massgeblichen Einschnitt. Der oströmische Kaiser Justinian erliess ein – erst im 16. Jahrhundert als *Corpus iuris civilis* bezeichnetes – vier Bücher umfassendes Rechts- und Gesetzeswerk, das in erster Linie das römische Privatrecht kodifizierte. In dessen wichtigstem Buch – den sogenannten Digesten (von lateinisch *Digesta*, «Geordnetes») oder Pandekten (von altgriechisch *Pandektai*, «Allumfassendes») – wurden unzählige, von römischen Juristen kommentierte Rechtsfälle kompiliert und systematisiert.

In den germanischen Gebieten mutierte das römische Recht nach dem Zusammenbruch des weströmischen Reichs zu einem Vulgarrecht, das sich nicht mehr am differenzierten Rechtsdenken der römischen Juristen (wie etwa an der Unterscheidung von Besitz und Eigentum) orientierte. Es wurde – wie beispielsweise in der fränkischen *Lex Ribuaria* aus dem 7. Jahrhundert – stark mit germanisch-rechtlichen Elementen durchsetzt. Nur noch innerhalb der Kirche konn-

te sich das römische Recht erhalten, was sich vor allem auch im Hinblick auf die spätere Entwicklung des kanonischen Rechts als wichtig erwies. In der *Lex Ribuaria* hiess es denn auch, dass die Kirche nach dem römischen Recht lebe (*ecclesia vivit lege Romana*). Ansonsten geriet es lange Zeit in Vergessenheit. Vorherrschend war stattdessen von Gewohnheitsrecht gekennzeichnetes germanisches Volksrecht.

Eine Wende in der mittelalterlichen Rechtsentwicklung zeichnete sich im 11. Jahrhundert ab, als italienische Juristen die Digesten wiederentdeckten. Damit wurde ein längerer Prozess eingeleitet, der als Rezeption des römischen Rechts bezeichnet wird und für die Rechtsgeschichte von grösster Bedeutung ist: In oberitalienischen Städten entstanden Rechtsschulen, an denen das römische Recht gelehrt wurde. Eine wichtige Rolle spielte dabei Bologna, wo Rechtsgelehrte – sogenannte Glossatoren – die römisch-rechtlichen Texte mit Bemerkungen versahen.

Diese Rechtsschule bildete auch das Zentrum der im 12. Jahrhundert gegründeten Universität Bologna, die zu den ältesten überhaupt zählt. Die Entstehung der Universitäten ist somit von Anfang an eng mit der Errichtung von Rechtsschulen und juristischen Fakultäten verknüpft. Die an den Universitäten ausgebildeten Juristen trugen in der Folge in ihrer praktischen Arbeit dazu bei, dass sich in Kontinentaleuropa neben dem herkömmlichen lokalen Gewohnheitsrecht ein vom römischen Recht geprägtes *ius commune* herausbilden konnte.

Ansätze eines modernen Rechtssystems

Ebenfalls in Bologna entwickelte sich im 12. Jahrhundert parallel dazu das kirchliche Recht weiter. Im Mittelpunkt stand das Wirken des Mönchs Gratian, der an der Rechtsschule in Bologna kanonisches Recht lehrte. Von ihm stammt das sogenannte *Decretum Gratiani*, eine Sammlung sich teilweise widersprechender päpstlicher Erlasse, Konzils- und Synodenakte, die er zu einem harmonischen Ausgleich brachte.

Gratian selbst nannte daher sein Werk *Concordia discordantium canonum* (Ausgleich sich widersprechender Regeln). Im 16. Jahrhundert wurde es mit weiteren Bestandteilen in ein sechs Bücher umfassendes Werk zusammengefügt und unter dem Namen *Corpus iuris canonici* veröffentlicht.

Das kanonische Recht beschränkte sich nicht auf die Regelung der Kirchenordnung. Es enthielt in weiten Teilen auch Rechtsmaterien, die heute – wie etwa das Eherecht und das Vertragsrecht – vom staatlichen Recht geregelt werden. Ferner war es nicht nur auf das Privatrecht begrenzt, sondern umfasste in seinen organisatorischen Bestimmungen verwaltungsrechtliche und in seinem Prozessrecht auch strafrechtliche Normen. Berühmt und bis heute nachhaltig wirkend war vor allem die Regelung des Inquisitionsprozesses im 11. und 12. Jahrhundert. Dieser stellte im Unterschied zum gewohnheitsrechtlich überlieferten Akkusationsverfahren nicht auf Privatklage und Gottesurteile ab, sondern sah ein amtlich eingeleitetes Verfahren mit Erhebung von Beweismitteln vor. Die Kirche hat so im Hochmittelalter eine eigenständige Rechtsordnung geschaffen, worin sogar Ansätze eines ersten modernen westlichen Rechtssystems gesehen werden können.

Man darf die Durchdringung der kirchlichen Hierarchie und ihrer Verwaltung durch das Recht aber nicht dahingehend missverstehen, dass damit bereits ein moderner Verfassungs- und Rechtsstaat mit Freiheitsgarantien zugunsten einzelner Individuen errichtet worden wäre. Davon war das mittelalterliche Kirchenrecht weit entfernt. Trotzdem war der dadurch in die Welt gesetzte Gedanke der Bindung politischer Macht an das Recht auch für die staatliche Sphäre folgenreich, wenn man sich etwa die englische *Magna charta libertatum* von 1215 vergegenwärtigt. Darin wurde der englische König verpflichtet, die Steuererhebung von der Zustimmung eines Ausschusses seiner Kronvasallen abhängig zu machen, und er musste die Gefangennahme freier und adliger Männer auf eine gerichtliche oder gesetzliche Erlaubnis stützen.

Auch wenn die Nutzniesser der so garantierten Rechte auf Feudalherren beschränkt blieben, wird die *Magna charta* heute dennoch als wichtiger Meilenstein in der Geschichte der Grund- und Menschenrechte betrachtet. Dabei ist zu beachten, dass England das römische Recht nicht rezipiert, sondern sich in seinem Rechtssystem stark am kanonischen Recht orientiert hatte.

Sicherung des «Landfriedens»

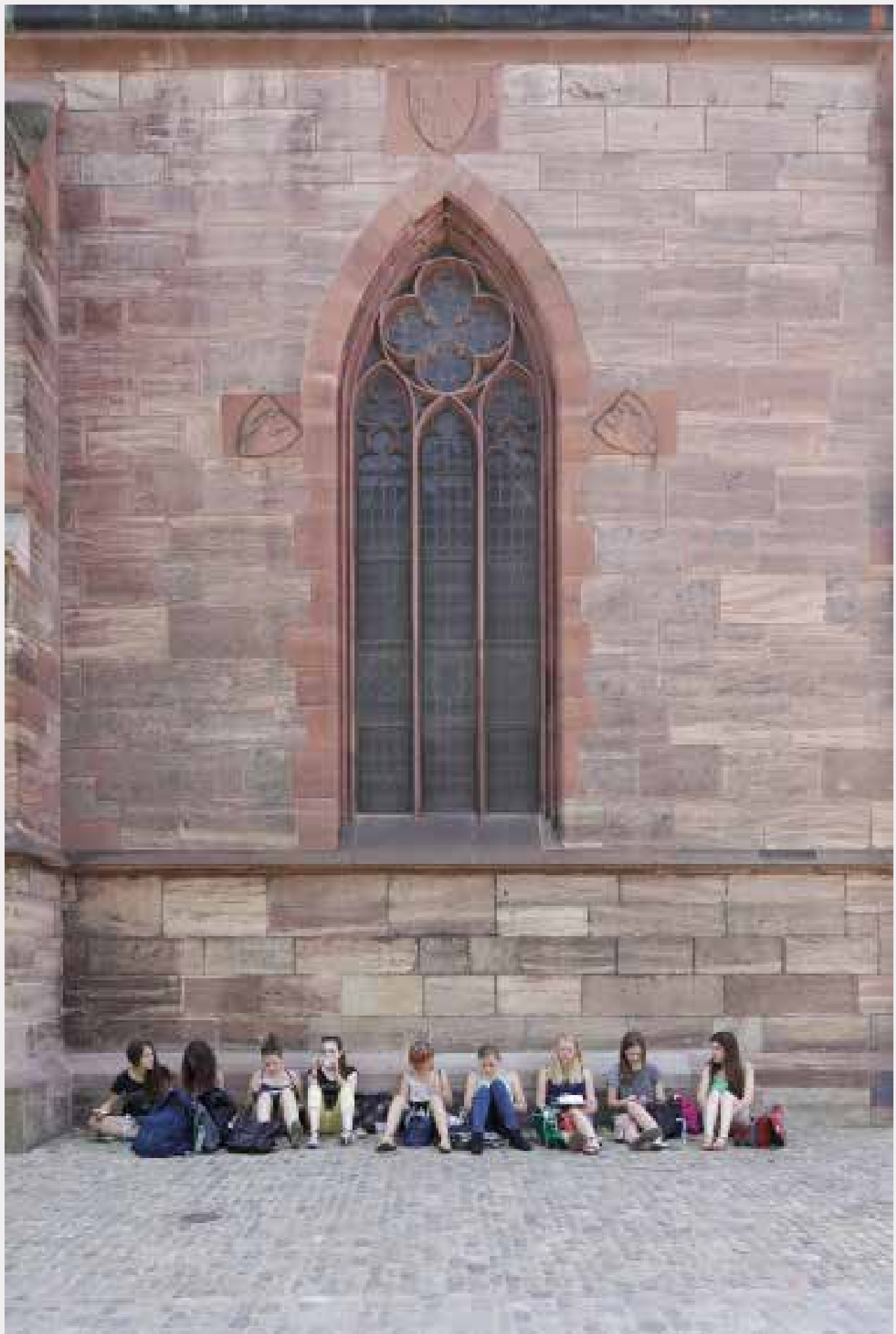
Wirft man einen Blick auf das Gebiet der heutigen Schweiz, so zeigt sich, dass der Entstehungsprozess der Eidgenossenschaft ins Spätmittelalter fällt. Die damals in der heutigen Innerschweiz, aber auch anderswo in Europa entstandenen Eidgenossenschaften gründeten auf Verträgen oder vertragsähnlichen Urkunden, die später, soweit sie die Gebiete der heutigen Schweiz betrafen, Bundesbriefe genannt wurden.

Das Bundesgeflecht, das in einer unsicheren Zeit entstanden war – das im Heiligen Römischen Reich vorherrschende Lehenssystem zeigte Zerfallserscheinungen –, zielte allerdings primär auf die Sicherung des «Landfriedens», nicht aber auf die Bindung politischer Macht an das Recht oder gar auf die Garantie von Freiheitsrechten einzelner Individuen.

Nach anfänglicher Offenheit gegenüber der Rezeption des römischen Rechts im Mittelalter stand man ihm in der Eidgenossenschaft später eher skeptisch gegenüber, wie diese Anekdote belegt: Im 16. oder 17. Jahrhundert argumentierte ein Doctor iuris aus Konstanz in einem Prozess vor dem Landgericht Frauenfeld mit dem römischen Recht. Dies wurde jedoch vom Gericht nicht goutiert: «Wir Eidgenossen fragen nicht nach dem Bartele oder Baldele und anderen Doctoren; wir haben sonderbare [eigenständige] Landgebräuche und Rechte. N[R]aus mit Euch Doctor!» Mit Bartele und Baldele waren Bartolus de Saxoferrato und Baldus de Ubaldis gemeint, die im 13. Jahrhundert als Rechtsprofessoren an italienischen Universitäten wirkten. Sie wurden nebst «Postglossatoren» auch «Kommentatoren» genannt, weil sie die römisch-rechtlichen Texte nicht nur glossierten, sondern auch Kommentarwerke dazu verfassten.

An der Universität Basel war namentlich Bartolus stets präsent, hiess es hier doch, dass niemand Jurist sein könne, wenn er nicht «Bartolist» sei (*nemo iurista nisi Bartolista*). Der 1501 erfolgte Beitritt der Universitätsstadt Basel zur Eidgenossenschaft bedeutete somit eine gleichzeitige Stärkung des im Mittelalter wiederentdeckten und wissenschaftlich weiterbearbeiteten römischen Rechts auch im Gebiet der heutigen Schweiz.

Prof. Dr. iur. Felix Hafner ist Ordinarius für Öffentliches Recht an der Juristischen Fakultät der Universität Basel, Patricia Kaiser, MLaw, war an der Juristischen Fakultät als Studentin in Assistenzfunktion bis Mai 2014 tätig.



Die goldene Altartafel des Münsterschatzes

Die Anfänge der Kunstgeschichte des Mittelalters in Basel sind eng mit dem Germanisten Wilhelm Wackernagel (1806–1869) verbunden, der ab 1835 Ordinarius an der Universität war. In einigen Publikationen widmete er sich mittelalterlichen Themen – so etwa der goldenen Altartafel aus dem Münsterschatz, von der sich in Basel nur Kopien befinden. Barbara Schellewald

Versuchen wir die frühe Kunstgeschichte des Mittelalters in Basel zu fassen, begegnen wir einem Protagonisten, der seine disziplinäre Heimat in der Germanistik hatte: Wilhelm Wackernagel. 1806 in Berlin geboren, absolvierte er sein Studium in Berlin und Breslau und folgte 1833 einem Ruf an das Pädagogium (heute: Gymnasium am Münsterplatz) in Basel; kurz zuvor wurde ihm in Göttingen mithilfe einflussreicher Freunde der Dokortitel verliehen. In Basel reüssierte der Neankömmling recht schnell: 1835 wurde ihm eine ordentliche Professur für «Deutsche Sprache und Litteratur» an der Universität angetragen. Diese aus heutiger Perspektive ungewöhnliche Karriere war damals, vor der Einführung von Habilitation und Privatdozentur, nicht ungewöhnlich. Der soziale Aufstieg Wackernagels wurde zudem durch seine beiden Heiraten mit Karoline Louise Bluntschi und Maria Salome Sarasin gefördert. 1837 wurde er zum Ehrenbürger von Basel ernannt. 1841, 1855 und 1866 hatte er das Amt des Rektors der Universität inne, darüber hinaus war er Mitglied des Grossen Rats.

Engagement für Sammlungen

Als Germanist genoss Wackernagel einen ausgezeichneten Ruf, sein intellektuelles Netzwerk markiert seine weitreichende Reputation. So stand er in engem Briefkontakt mit den Gebrüdern Grimm, Karl Simrock und anderen. Edward Schröder bedauerte in der «Deutschen Biographie» 1896, dass ein Gelehrter seines Ranges auf einen kleinen Wirkungskreis beschränkt blieb. In der Tat hatten sich die Universitäten von München, Wien und Berlin um eine Wegberufung aus Basel bemüht. Wackernagel widerstand diesen Versuchungen und blieb Basel treu. Eine Reihe von Aktivitäten bezeugen das ausgeprägte Interesse des Philologen für die Kunst und ihre Geschichte.

Neben den Publikationen ist Wackernagels Engagement für die Sammlungen von «Alterthümern» zu erwähnen. Er darf ohne Zweifel als Initiator des Vorgängers des heutigen

Historischen Museums gelten. Die seit 1856 in der Nikolauskapelle des Münsters ausgestellte Sammlung (ab 1880 im Konziliensaal) war wie auch jene des späteren Kunstmuseums institutionell der Universität unterstellt. Eine universitäre Kunstgeschichte gab es damals weder in Basel noch anderswo: Erst 1860 hatte Anton Springer eine erste Professur für Kunstgeschichte an der Universität Bonn inne. So wundert es nicht, dass Wackernagel auch eine gute Zeitspanne (1853–1866) die Verantwortung für die Sammlung des späteren Kunstmuseums trug. Mit den Jahren erwarb er sich allerdings durchaus eine gewisse Expertise, die sich auch in Publikationen niederschlägt.

1855 erschien «Die Deutsche Glasmalerei», das auf zwei grossen Vorträgen Wackernagels basiert. Schon in den 1820er-Jahren hatte er sich mit diesem Gebiet vertraut gemacht. Eine Pionierleistung ist seine Schrift wohl nicht, denn schon 1839 war die umfassende Untersuchung des Rechtsgelehrten M. A. Gessert («Geschichte der Glasmalerei») erschienen. Dem Germanisten oblag es aber, besonderes Augenmerk auf literarische Quellen zu legen, in denen Aussagen zur Glasmalerei zu finden sind. Wackernagel thematisiert Chronologie, Entwicklungen sowie die Produzenten und ihren Status. Die Publikation kommt jedoch, wie durchaus nicht unüblich, ohne jede Abbildung aus.

Auch Wackernagels kleine Studie zur mittelalterlichen Sammlung zu Basel (1857) zeigt das spezifische Interesse des Autors, der im Anhang eine Reihe von Schriftstücken aufnimmt, die den Germanisten interessieren. Im Text konfrontiert uns der Autor mit der Zielvorgabe einer solchen Sammlung, die das Leben des Mittelalters in Originalwerken oder eben auch Nachbildungen spiegeln soll. Diese formulierte Gleichstellung von Original und Kopie ist insofern relevant, als sie uns einen Einblick in damalige Museumskonzeptionen gibt, in denen den Nachbildungen viel Raum gewährt wurde. Sie füllten gleichsam die Lücken, damit umfassende künstlerische Entwicklungen gezeigt werden können.

Wackernagels Zeitkonzept ist klug angelegt, denn er will die Vorgeschichte des Mittelalters ebenso vertreten sehen wie die Schwelle zur Frühen Neuzeit, zur Renaissance. Das Anliegen, der «culturhistorischen Bedeutung» gerecht zu werden, impliziert für ihn geradezu, auch die zeitlichen Phasen vertreten zu lassen, für die in Basel kaum Objekte überliefert sind. Dabei kommt er auch auf ein Objekt zu sprechen, das hier nur durch eine von Oberst Victor Theubet initiierte Kopie vertreten war, das aber originär ein Kernobjekt des Münsterschatzes darstellte: die goldene Altartafel. Ihr widmete Wackernagel eine eigene monografische Studie.

Bewegte Vorgeschichte

Zur Vorgeschichte der Altartafel: Die 1,20 auf 1,77 Meter grosse Tafel schmückte ursprünglich an hohen Festtagen die Vorderseite des Hauptaltars im Basler Münster. Im Zentrum zeigt sie Christus, umrahmt von drei Erzengeln und dem heiligen Benedikt. Zu Füssen von Christus sind im Kniefall die kleinen Stifterfiguren zu erkennen. Die lateinische Inschrift besagt übersetzt: «Wer ist wie Gott ein starker Arzt, ein gesegneter Heiland – Sorge, milder Mittler für die menschlichen Wesen.» In die Arabesken eingebettet sind vier Medaillons, die die vier Kardinaltugenden zeigen. Nach dem Bildersturm wurde die Tafel wie alle andern Objekte im Verborgenen bewahrt, wie vertraglich seit 1559 geregelt. 1827 kam der Schatz ins Rathaus, und als der Kanton Basel-Stadt 1833 64% seines Besitzes an die Landschaft abtreten musste, kam die Altartafel an Basel-Landschaft.

Es waren nun vor allem ökonomische Interessen, die die weiteren Geschehnisse bestimmten: An die Stelle der historischen Bedeutung – eines Stiftungsobjekts von Kaiser Heinrich II. und seiner Frau Kunigunde als eigene Pfründe – trat allein der Goldwert. Ein Ratsherr, Jakob Christoph Pack, vermerkte 1834, als der Münsterschatz der Öffentlichkeit präsentiert wurde, abschätzig, er habe nur «ein Goldschmieds Laden» gesehen, wisse aber nicht, was er darstellen soll. Der Gymnasiast Jacob Burckhardt hingegen war durchaus davon angetan: So findet sich eine Skizze in dem Büchlein «Einiges aus dem Kirchenschatz des Basler Münsters, aus dem Gedächtnis gleich nachher gezeichnet». Das Interesse dürfte durch seinen Vater Antistes J. Burckhardt geweckt worden sein, dem man eine kleine Schrift (*Die goldene Altartafel Kaiser Heinrichs II. 1019*) zuschreibt. Der anonyme Autor preist das Objekt («für die Kunstgeschichte ewig denkwürdig») und vermutet einen byzantinischen, aus Konstantinopel stammenden Künstler als Urheber.

Die Altartafel wurde darauf an einer Auktion 1836 im Gasthof «Schlüssel» in Liestal angeboten. Dabei waren auch Berliner Antiquare anwesend, die im Auftrag eines prominenten Kunsthistorikers agierten: Franz Theodor Kugler, seit 1835 Professor an der Berliner Akademie der Künste, einer der akademischen Lehrer Jacob Burckhardts und Berater für die Sammlung des preussischen Königs. Berlin entschied sich je-

doch gegen den Ankauf, und die Tafel wurde von Johann Jakob III. Handmann für 9050 Franken erworben. Zuvor hatte es auch von Basler Seite einen Rettungsplan gegeben: Ein Mitglied der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft, Peter Vischer-Passavant, votierte für ein Mitsteigern in Liestal, doch der damit beauftragte Heinrich Schreiber trat nicht gegen Handmann an, weil er meinte, dass dieser die Tafel ebenfalls für Basel erwerben wollte.

Die Altartafel gelangte schliesslich 1852 in das Musée national du Moyen Age (Musée Cluny) in Paris, wo sie bis heute aufbewahrt wird. Zuvor «tourte» sie als Original und auch in Abbildungen in den von Oberst Victor Theubet in Englisch, Französisch und Italienisch verfassten Werbeschriften quer durch Europa; so war die Tafel 1843 in London ausgestellt. Theubet hatte das Original nämlich 1838 von Handmann erworben und war nun auf der Suche nach einem prominenten Käufer.

1857, an der Promotionsfeier des Pädagogiums, sollte Wackernagel seine Erkenntnisse über die Tafel vorlegen. Statt des Originals musste nun ein Abguss den Verlust der Tafel kompensieren. Die zur Herstellung von Abgüssen notwendige Matrize wurde im Auftrag Theubets am Original genommen, aus dieser entstanden sodann zwei Abgüsse. Die vergoldete Fassung (Bild rechts), heute im Historischen Museum, verblieb zuerst bei Theubet und kam später in den Besitz des Museums (endgültig 1881). Der zweite, nur mit einer farblosen Lasur versehene Abguss war schon früh in der von Wackernagel dem Publikum geöffneten Sammlung zu sehen und befindet sich heute im Museum Kleines Klingental. Weitere Teilabgüsse wanderten in europäische Museen.

Original und Abguss

Für seine Publikation über die Tafel griff Wackernagel auf den zweiten, unvergoldeten Abguss zurück und hob dessen Vorzüge heraus: Dieser sei zur genaueren Betrachtung und Auffassung eigentlich günstiger als das Urbild selber, da es das Auge nicht durch Metallwiderscheine täusche. Der Autor bietet weit mehr als eine reine Bestandsaufnahme des Objekts. Akribisch diskutiert er die Genese des Typus eines Antependiums, seine Materialität, versucht zugleich auch die ikonografischen Eigenheiten samt der Stifterbilder sorgfältig zu bestimmen. War an der Versteigerung 1836 noch von dem Bild einer weiblichen «Benedicta» die Rede – trotz Bischofsstab und Bart sowie der Beischrift –, vermerkt Wackernagel richtig, dass das Kaiserpaar eng mit Bamberg verbunden war und dort dem heiligen Benedikt eine besondere Verehrung zukam. (In der Forschung wird derzeit die These vertreten, dass die Tafel originär für Bamberg vorgesehen war.)

Besonderes Interesse Wackernagels gilt auch möglichen schriftlichen Quellen. Dazu hebt er wie schon zuvor der Anonymus das kleine, an die Tafel geheftete Pergamentblatt hervor, in dem die Funktion der Tafel und die Einkleidung des Hochaltars an bestimmten Festtagen eindeutig formuliert



Eine von zwei Kopien in Basel:
 die goldene Altartafel aus dem Münsterschatz
 (Bild: Historisches Museum Basel, P. Portner).

sind. Dem Philologen vertraut sind die wenigen Quellen, die etwa über Herstellungsprozesse und Bildtechniken Auskunft geben, wie die von Gotthold Ephraim Lessing entdeckte *Schedula diversarum artium*. Auch die Inschrift findet gebührende Aufmerksamkeit. Für die präzise Rekonstruktion erwägt Wackernagel, dass der Hochaltar im Münster seitlich mit der aus Sandstein gefertigten Apostel- bzw. Vincentiustafel bekleidet gewesen sein könnte. Für die Datierung stützt er sich nicht nur auf die Identifikation der beiden Stifterfiguren als Heinrich II. und Kunigunde, sondern verschafft seiner Argumentation zusätzliches Gewicht, indem er die Paläografie ins Spiel bringt.

Am Schluss stellt sich Wackernagel den Ausführungen von Kugler entgegen, der wiederholt eine – allein auf Stil-kriterien basierende – Datierung in die Zeit um 1200 vorge-

schlagen hatte. Später sollte Kugler angesichts der aus dem Stiftungskontext gewonnenen plausiblen Argumente für die Zeit Heinrichs II. um 1019 seine These dahingehend abschwächen, dass die Tafel eine stilistisch veränderte Kopie eines Originals sei. Überraschend im ersten Moment ist Wackernagels Einwand, Kugler habe das Original nie gesehen – sondern nur die von ihm nach Liestal geschickten Kunsthändler –, wo er doch selber die Vorzüge der Kopie pries. Doch die Kopie galt ihm als gleichrangig, anders als die Lithografie, die sich nicht für eine wissenschaftliche Expertise eigne. Es ist nun die vergoldete Kopie der Altartafel, die bis heute im Historischen Museum die empfindliche Lücke in Basel füllt.

Prof. Barbara Schellewald ist Ordinaria für Ältere Kunstgeschichte an der Universität Basel.

Wissenschaft und Familie



«Man muss dafür glühen' ... ?», lautet eine Studie von Jutta Dalhoff, der Leiterin des deutschen Kompetenzzentrums Frauen in Wissenschaft und Forschung. Sie beschreibt die Bedeutung, die die «allgemein postulierte Erfordernis der hundertprozentigen Verfügbarkeit von Wissenschaftler(inne)n» für die Karrieren besonders von Frauen hat. Verlangt wird neben der unbegrenzten zeitlichen Verfügbarkeit auch die uneingeschränkte innere Hingabe an die Wissenschaft – das absolute Prioritätsetzen der wissenschaftlichen Arbeit im eigenen Lebensentwurf. Dalhoff zielt zudem auf die «Rahmenbedingungen von wissenschaftlicher Arbeit unter Gleichstellungsaspekten»: Die Erfüllung des normativen Ideals von Wissenschaft setzt nämlich den herkömmlichen «männlichen» Lebensentwurf voraus, der mit Vollzeitberufstätigkeit sowie mit Kinderlosigkeit oder einem traditionellen Familienmodell verbunden ist. Das herrschende Wissenschaftssystem ist also – um es mit Bourdieu zu formulieren – immer schon vergeschlechtlicht und vergeschlechtlichend. Es basiert auf einer traditionellen familialen Arbeitsteilung und damit auf einer spezifischen Verschränkung von Beruflichem und Privatem, die jedoch – nicht zuletzt durch den Mythos der (geschlechts-)neutralen Wissenschaft – meist ausgeblendet bleibt. Zudem erfordert die Erfüllung dieser Norm von den Wissenschaftlerinnen einen bislang mit der Konstruktion von Männlichkeit verbundenen Lebensentwurf und zwingt jene, die nicht so leben wollen oder können, entweder aus dem Wissenschaftssystem auszuschneiden oder eine weniger erfolgreiche Karriere auf sich zu nehmen.

Wie eng das vorherrschende Bild des exzellenten, autonomen und asketisch auf die wissenschaftliche Tätigkeit fixierten Wissenschaftlers mit einem traditionell «männlichen» Lebensentwurf verbunden ist, illustriert die Studie von Julia Reuter, «Professor mit Kind». Sie zeigt aber auch,

wie sich die Anforderungen zeitlicher Verfügbarkeit, Flexibilität und Mobilität sowie vollständiger innerer Hingabe mit den sich verschärfenden wissenschaftlichen Exzellenzstandards noch verstärken. Für Männer ist ein begrenztes Engagement oder gar eine Auszeit ohne Wissenschaft kaum denkbar. Zugleich besteht meist ein zermürbendes Spannungsverhältnis zwischen ihrer Existenz als Wissenschaftler und der als Väter. Die Anforderungen an Wissenschaft werden als ausufernd erfahren. Zunächst als Teil des Karriereaufbaus hingenommen, erweist sich die Entgrenzung von Arbeit und Leben mit Erreichen der Professur keineswegs als geringer. Im Gegenteil, nun müssen mit wachsender Beschleunigung und Zeitdruck immer mehr andere Aufgaben erledigt werden, die mit Wissenschaft wenig bis nichts zu tun haben. Dagegen wird die wissenschaftliche Arbeit mehr und mehr in die Randzeiten verdrängt, spät in die Abende hinein und in die Wochenenden, und durchdringt damit immer stärker den familialen Alltag.

Zugleich ahnen viele – und aktuelle Studien bestätigen dies –, dass sich nun auch für Väter, die täglich mit ihren Kindern zu tun haben und ein partnerschaftliches Familienarrangement leben wollen, die Schere in Richtung Ungleichheit gegenüber jenen Männern zu öffnen beginnt, die keine Kinder haben oder in einem traditionellen Familienmodell leben. Die mit dem neoliberalen Umbau der Universitäten wachsende Spannung zwischen Wissenschaft und Familie betrifft nun nicht mehr nur Frauen, sondern auch Männer. Offen ist, ob sich dies langfristig als gegenläufige Tendenz erweist oder ob sich das Spannungsverhältnis in neuer Form verstärkt. Doch bleibt zu hoffen, dass sich Wissenschaft gegen herrschende Imperative von Politik und Wirtschaft wieder mehr auf ihren genuinen Auftrag und damit auch auf (Selbst-)Kritik besinnt.

Prof. Dr. Andrea Maihofer (*1953) ist seit 2001 Professorin für Geschlechterforschung und Leiterin des Zentrums Gender Studies an der Universität Basel. Sie studierte Philosophie, Germanistik und Pädagogik in Mainz, Tübingen und Frankfurt/M., wo sie 1996 in Soziologie habilitierte.

Werner-Siemens-Stiftung unterstützt Laser-Projekt

Am Departement Biomedical Engineering der Medizinischen Fakultät der Universität Basel besteht ein Projekt zur Entwicklung einer Technologie für minimal invasive Knochenbearbeitung mittels Laserstrahlen. Ziel ist es, in Zusammenarbeit zwischen Naturwissenschaften und Medizin ein sogenanntes Laser-Osteotom zu entwickeln, welches das Spektrum an operativen Eingriffsmöglichkeiten und Therapiemassnahmen auch für Patienten in schlechtem Allgemeinzustand erweitert. Damit sollen die Hospitalisationsdauer und die Rehabilitationsphase verkürzt werden. Es ist geplant, das Projekt räumlich im Nordwestschweizer Innovationspark in Allschwil anzusiedeln. Die Werner-Siemens-Stiftung mit Sitz in Zug unterstützt dieses Vorhaben mit 15,2 Mio. Franken über eine Zeit von fünf Jahren. Das Projekt steht unter der Leitung von Prof. Hans-Florian Zeilhofer und Prof. Philippe Cattin vom Departement Biomedical Engineering der Medizinischen Fakultät. Für die Umsetzung werden zwei zusätzliche Professuren für Medizinrobotik und Mechatronik sowie für Medizinische Laser-Physik und Optik geschaffen.

Campus Rosental für Zahnmedizin und Umweltwissenschaften

Ein Zürcher Architekturbüro hat den Wettbewerb um einen Neubau für das geplante Universitäre Zentrum für Zahnmedizin Basel und für die Umweltwissenschaften der Universität Basel gewonnen. Als Kern des neuen Campus Rosental entwirft das Projekt für die Basler Zahnmedizin eine hochmoderne Infrastruktur für Patientenversorgung, Forschung und Lehre. Es entwirft eine architektonische Lösung, welche die öffentlichen und universitären Zahnkliniken räumlich vereint, die heute an drei Standorten in der Stadt verteilt sind. Damit erhofft man sich Synergien im klinischen, administrativen und technischen Bereich. Gleichzeitig soll der Zusammenschluss auch den Wissenstransfer aus der Forschung in die Praxis sowie in die Weiter- und Fortbildung von Zahnmedizinerinnen und -medizinern begünstigen.

Neben der Zahnmedizin möchte die Universität Basel auf dem Campus Rosental in den kommenden Jahren das heute auf verschiedene Standorte verteilte Departement Umweltwissenschaften konzentrieren, und zwar vor allem durch die Umnutzung bestehender Gebäude. Das Neubauprojekt schafft dafür einen Ausgangspunkt, da es auch Seminarräume, einen Hörsaal, eine Standortbibliothek und eine Cafeteria umfasst, die Umweltwissenschaften und Zahnmedizin gemeinsam nutzen können.



Mehr Studienplätze an der Medizinischen Fakultät

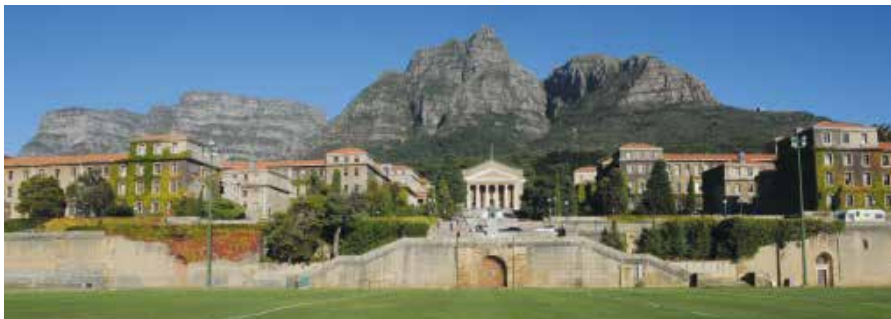
Die Kantonsregierungen von Basel-Stadt und Basel-Landschaft haben die vom Universitätsrat beschlossenen Aufnahmekapazitäten in Humanmedizin, Zahnmedizin, Pflegewissenschaft und Sportwissenschaften für das Studienjahr 2015/2016 genehmigt. Die Kapazitätsfestsetzung ist in Absprache mit den andern Schweizer Universitäten erfolgt. Wegen des national diagnostizierten Ärzteman-

gels sind in Basel die Studienkapazitäten schon auf den Herbst 2014 um 30%, das heisst um 40 Studienplätze im ersten Studienjahr, erhöht worden. Der Ausbau wird nun sukzessive weitergeführt, sodass nach sechs Jahren im Ganzen 240 neue Studienplätze zur Verfügung stehen werden. Trotzdem bleibt es notwendig, den Numerus clausus aufrechtzuerhalten, um die Qualität der Aus-

bildung und genügend Praxisplätze zu sichern. Die Regierungen fordern, dass sich der Bund im Rahmen der Förderungsperiode 2017–2020 für Bildung, Forschung und Innovation an den zusätzlichen Kosten beteiligt. Mit der Vergrösserung der Medizinischen Fakultät geht auch eine Stärkung des Medizinalstandorts und der Life Sciences in der Region Basel einher.

Urban Studies: Kooperation mit Kapstadt

Die Universität Basel geht eine Partnerschaft mit dem südlichen Afrika ein und kooperiert mit dem «African Centre for Cities» der Universität Kapstadt. Geplant ist ein interdisziplinärer Masterstudiengang in «Urban and Landscape Studies», wofür drei Professuren ausgeschrieben wurden.



Der englischsprachige Studiengang «Urban and Landscape Studies» soll ab Beginn des Herbstsemesters 2016 starten. Er wird sich aktuellen Fragen der gesellschaftlichen, städtebaulichen und territorialen Entwicklung auf globaler Ebene widmen, und zwar aus den Perspektiven der Kunst-, der Sozial- und der Umweltwissenschaften; ein Schwerpunkt liegt dabei auf Afrika. Gestärkt werden damit vor allem die humanwissenschaftlichen Kompetenzen der Universität Basel. «Kooperationen mit Universitäten ausserhalb Europas werden immer wichtiger», sagt Rektor Antonio Loprieno.

Der neue Studiengang wird mit Anschluss an die für diese Thematik ausgezeichnet positionierte südafrikanische Universität Kapstadt entwickelt und soll international ausstrahlen. Die 1829 gegründete University of Cape

Town (UCT, Bild) ist die älteste Universität des Landes und zählt in Rankings zu den besten Universitäten des Kontinents. Mit rund 25'000 Studierenden, wovon etwa ein Fünftel aus dem Ausland kommen, befindet sie sich unter einem der Gipfel des Tafelberg-Massivs, dem Devil's Peak. Das der UCT angegliederte «African Centre for Cities» ist ein interdisziplinäres Forschungs- und Ausbildungsprogramm, das sich auf Urbanisierungsprozesse konzentriert. Gefördert werden Stadtforschung und Politikdiskurse zugunsten einer lebendigen, demokratischen und nachhaltigen Stadtentwicklung im globalen Süden aus afrikanischer Perspektive.

Die künftigen Studierenden in «Urban and Landscape Studies» werden zur wissenschaftlichen Forschung und zu praktischen Tätigkeiten in ver-

schiedenen Bereichen der urbanen und territorialen Planung wie Städtebau, Verkehr oder Mobilität ausgebildet. Der Studiengang soll das hohe Innovationspotenzial dieser Kompetenzen für die bestehende Lehre und Forschung an der Universität Basel nutzen: So werden damit die universitären Schwerpunkte «Bildwissenschaften», «European and Global Studies» sowie «Energie und Nachhaltigkeit» interdisziplinär verbunden und erweitert.

Neues Institut, drei Professuren

Vorgesehen ist die Einrichtung eines überfakultären Instituts, das dem Rektorat zugeordnet sein wird. Mit dem Konzept genehmigte der Universitätsrat die Einrichtung und Freigabe von drei Professuren, die ausgeschrieben wurden: von je einer Professur für «Urban Anthropology (with a thematic focus on Africa)», für «Urban-Rural Transformations» und für «History and Theory of Architecture and Urbanism». Bereits in der Strategie 2014 der Universität Basel war die Entwicklung kunst- und umweltwissenschaftlich ausgerichteter Kompetenzen an der Schnittstelle zwischen Mensch und Raum angekündigt worden.

Wie das Gehirn sehen lernt

Sonja Hofer forscht darüber, wie das Gehirn Seh-Informationen verarbeitet und wie die zugrunde liegenden Netzwerke von Gehirnzellen durch neue Erfahrungen und Lernen verändert werden – kurz: wie das Sehen funktioniert. Ihre Arbeit am Biozentrum kann die Wissenschaftlerin anschaulich vermitteln: Sie gibt nicht nur Seminare für die Studierenden und publiziert Aufsätze in Fachzeitschriften, auch dem Lokalfernsehen gab sie schon Auskunft über ihren Laboralltag. Christoph Dieffenbacher

Biozentrum, 6. Stock, die Aussicht nach Süden reicht weit bis zu den ersten Jurahöhen. Das kleine Büro wirkt für den Besucher noch etwas provisorisch eingerichtet: ein Schreibtisch mit zwei grossen Bildschirmen, darüber ein Zwei-Brett-Regal mit wenigen Büchern, ein Besprechungstisch, Stühle, einiges stapelt sich noch in einer Ecke. «Mehr Platz braucht es nicht», sagt Sonja Hofer, Neurobiologin und seit anderthalb Jahren Assistenzprofessorin am Biozentrum, und lacht dazu. Viel wichtiger sei für sie, dass ihre Doktoranden und Doktorantinnen genug Platz zum Arbeiten haben. Und dann nehmen in den Nebenräumen auch die Instrumente und Apparate einiges an Raum ein.

100 Milliarden Nervenzellen

An der Bürowand hängt eine weisse Tafel, darauf finden sich Filzstiftskizzen verschiedener Gehirnregionen als Gedächtnisstütze. Im Gespräch über ihre Forschung wirkt Sonja Hofer engagiert und unkompliziert. Nur selten stockt sie beim Erzählen, wenn ihr der englische Fachausdruck rascher über die Lippen geht als der deutsche. Wenn Privates angesprochen wird, gibt sich die 37-Jährige eher zurückhaltend. Sie gilt als ausgezeichnete Wissenschaftlerin, hat bereits mehrere angesehene wissenschaftliche Preise erhalten und Fachaufsätze in international renommierten Zeitschriften wie «Nature», «Nature Neuroscience» und «Neuron» veröffentlicht. Nicht nur dort gibt sie ihr Wissen weiter. Sie versteht

es auch, ihre Arbeit locker und anschaulich vorzustellen, etwa beim Interview für das Lokalfernsehen «Telebasel».

«Es sind eigentlich immer noch die Fragen meiner Doktorarbeit, die ich mir heute stelle», sagt die Forscherin und zählt sie auf: Was geschieht im Gehirn, wenn wir sehen? Wie funktionieren diese Vorgänge im visuellen Kortex des Grosshirns genau? Was passiert dabei mit unseren Nervenzellen und ihren Verknüpfungen, den Synapsen? Eine reichlich komplexe Sache – das menschliche Gehirn besteht aus geschätzten 100 Milliarden Nervenzellen und 100 Billionen Synapsen; zudem gibt es da nicht nur eine, sondern sehr viele verschiedene Typen von Zellen. Genauer gesagt, sind es für Sonja Hofer zwei Fragenkomplexe: Der eine, eher grundlegende ist, wie das Sehsystem entsteht, wie die Nerven aufgebaut und miteinander verknüpft sind, wie sie sich im Lauf des Lebens entwickeln. Der zweite Komplex ist dann eine Folge davon: Wie verändern sich die Verbindungen zwischen

den Neuronen, wenn unmittelbar neue Erfahrungen dazukommen oder wenn sich äussere Einflüsse und Eindrücke verändern?

«Wir wissen noch wenig»

Bereits einiges bekannt sei von der Plastizität des Gehirns, also von seiner Fähigkeit, sich zu verändern und anzupassen, sagt die Professorin. Lernen sei also in jedem Lebensalter möglich, die Kapazität dafür sei auch im hohen Alter grundsätzlich noch da. «Das Sehsystem dient uns als Modell, um zu erforschen,

Prof. Sonja Hofer ist seit 2013 Assistenzprofessorin für Neurobiologische Netzwerke am Biozentrum der Universität Basel. Geboren 1977 in München, studierte sie Biologie an der dortigen Technischen Universität und promovierte am Max-Planck-Institut für Neurobiologie in Martinsried 2006 mit der höchsten Auszeichnung. Danach wurde sie erst Postdoktorandin und dann Forschungsleiterin am University College London. Sie hat bereits mehrere bedeutende Preise und Auszeichnungen erhalten, zuletzt einen der begehrten ERC Starting Grants von 1,5 Mio. Euro des Europäischen Forschungsrats. Sie ist verheiratet mit Prof. Thomas Mrsic-Flogel, Associate Professor und ebenfalls am Biozentrum tätig; das Ehepaar wurde im Rahmen eines Dual-Career-Verfahrens nach Basel berufen.

wie die Netzwerke von Gehirnzellen genau funktionieren und sich verändern – es ist allerdings ein sehr wichtiges System, denn es belegt einen grossen Teil unseres Gehirns.» Durch Forschungen der letzten Jahre wurde zunehmend klar, dass Sehen ein sehr aktiver Vorgang und nicht nur eine passive Reaktion auf äussere Eindrücke ist. Eine wichtige Rolle spielen dabei nichtsensorische Informationen wie Erwartungen, Vorwissen, Erfahrung, die jeweils in die aktuelle visuelle Information integriert werden. «Aber», sagt die Wissenschaftlerin, «wir wissen noch immer wenig darüber, wie die Verarbeitung dieser verschiedenen Informationen im Gehirn funktioniert und dazu führt, wie wir unsere Umwelt wahrnehmen.»

Sonja Hofer und ihr Team arbeiten mit Mäusen, deren Gehirne sie mit neusten bildgebenden Verfahren sozusagen live beobachten können. So leuchten bestimmte Gehirnzellen der Tiere und ihre Synapsen in verschiedenen Helligkeitsstufen und Farben auf, je nachdem, ob sie aktiviert sind oder mit andern kommunizieren. Damit lässt sich mit hoher Auflösung beobachten, wie sich die Gehirntätigkeit verändert, wenn die Tiere neue Erfahrungen machen, zum Beispiel wenn sie auf Bilder reagieren: «Die Mäuse müssen lernen, dass ein bestimmter optischer Reiz mit einer Belohnung assoziiert ist», erklärt sie. Wenn es klappt, erhalten sie ein paar Tropfen Sojamilch zur Belohnung.

Wie sich die Zellen und sogar ihre Synapsen verändern, wenn die Mäuse etwas Bestimmtes lernen, lässt sich mit komplizierten Mikroskopen direkt mitverfolgen, und das auch über längere Zeit. Damit wollen die Wissenschaftler besser verstehen, wie Lernen im Gehirn funktioniert. Diese Grundlagenforschung zielt zwar noch nicht auf mögliche Anwendungen, aber ein Fernziel dabei sei es, herauszufinden, wie man Lernschwächen oder neurologischen Krankheiten wie zum Beispiel Altersdemenzen besser begegnen kann, sagt Sonja Hofer.

Interesse an der Natur

Wie war sie als junge Frau, in München geboren und aufgewachsen, dazu gekommen, Biologie zu studieren? Schon in der Schule habe sie sich für die Natur interessiert, sagt sie, für ihr Funktionieren, so etwa für das Verhalten von Tieren, für die Ökologie, aber auch dafür, wie die Zellen und ihre kleinsten Bausteine wie die DNA aufgebaut sind. An der Technischen Universität München, wo sie studierte, spezialisierte sie sich später immer weiter. Das Gehirn wurde zunehmend zum Objekt ihres Interesses. «Wenn man das Verhalten von Lebewesen verstehen will, muss man mehr über das Gehirn wissen»: Das war für sie eine wichtige Erkenntnis, als sie sich im Studium mit sensorischen Systemen und der Plastizität des Gehirns zu beschäftigen begann.

Erst in der Universität habe sie erfahren, was Forschung eigentlich ist und was man da genau macht, sagt sie mit einem Lächeln. Nach dem Studium gings Schritt für Schritt

weiter: Ihre Neugier, immer mehr zu lernen, führte sie nach Martinsried bei München, ihrer Heimatstadt, ans Max-Planck-Institut für Neurobiologie, wo sie ihre Doktorarbeit verfasste. Dann wechselte sie für ihren Postdoc ans University College London, eine der renommierten Universitäten der Grossstadt. Während der letzten zwei Jahre dort leitete sie eine kleine Forschungsgruppe, bevor sie ans Biozentrum nach Basel berufen wurde – und zwar gleich im Doppelpack, zusammen mit ihrem Mann.

Gemeinsam gefördert

Gleich nebenan liegt das Büro von Ehemann Thomas Mrsic-Flogel, der als Associate Professor mit seinem eigenen Team ebenfalls über neurologische Netzwerke forscht und dabei ganz ähnliche Methoden benutzt. Die beiden wurden in einem Dual-Career-Verfahren ans Biozentrum geholt, einem eher neuen Angebot, mit dem die Universität Basel hoch qualifizierte und international ausgewiesene Wissenschaftlerpaare fördern kann – und so diesen weltweit auch von anderen Forschungsinstituten umworbenen Ehepaaren die Möglichkeit bietet, gemeinsam eine Karriere zu verfolgen.

Die beiden wohnen in der Stadt Basel, wo es ihnen sehr gut gefalle, sagt Sonja Hofer. Vieles im Alltag sei einfacher als in der Grossmetropole London, nicht zuletzt auch wegen der kurzen Wege. Sie und ihr Mann werden miteinander wohl auch zu Hause oft und ausgiebig über ihre Forschungsarbeit reden, nimmt der Besucher an, zumal sie zum Teil auch gemeinsam publizieren. Doch neben der wissenschaftlichen Arbeit, die sehr viel Zeit beansprucht, nutzt das Paar auch immer wieder die Möglichkeit, abzuschalten. Entspannung und Erholung, aber auch neue Energie und Inspiration finde sie, sagt sie, am besten beim Wandern in den Bergen: in der Natur, die sie nicht nur erforscht, sondern auch geniessen kann.



Gehirnaktivitäten live beobachten: Sonja Hofer in ihrem Labor (Bild: Andreas Zimmermann).

Zurück von den grüneren Weiden

Als Dissertationsprojekt entsteht an den Universitäten Basel und Aarhus ein ethnografischer Film über afrikanische Reggae-Musiker, die nach Erfolgen in Europa in ihre Heimat zurückkehren. «Back from the Greener Pastures», lautet sein Arbeitstitel.

Balz Andrea Alter

Nicht selten legen in Kamerun ganze Familien ihr gesamtes Erspartes zusammen, um mindestens ein Mitglied nach Europa zu schleusen. Man schickt die Jüngsten und Stärksten auf «grünere Weiden» und meint damit Europa und Länder wie die Schweiz. Doch nur wenige sind der afrikanischen Odyssee und den damit verbundenen Risiken gewachsen. Viele kommen nicht zurück, weil sie sich schämen, nichts erreicht zu haben. Eine grosse Bedeutung bei der Vermittlung zwischen der afrikanischen und der europäischen Lebenswelt kommt daher Vorbildern und Ausnahmerückkehrern wie den Protagonisten des Film- und Forschungsprojekts zu.

«Back from the Greener Pastures» reflektiert den Blick auf die eigene europäische Gesellschaft aus der Perspektive afrikanischer Reggae-Musiker. Diese stellen für breite Schichten der mehrheitlich jungen Bevölkerung West- und Zentralafrikas eigentliche Vorbilder dar. Jüngeren Musikern verschiedenster Genres gelten sie als Wegbereiter. Der Film dreht sich um Bilder eines besseren Lebens, die diese Musiker durch ihre Kunst (re)produzieren. «Die Jugendlichen folgen dem Guten, das sie sehen», bringt es die Grossmutter des Protagonisten auf den Punkt. Geprägt und instrumentalisiert wurden solche Vorstellungen vom besseren Leben schon seit den Anfängen der Kolonien von Politikern, Intellektuellen und Künstlern.

Im globalen Dorf des 3. Jahrtausends gestalten nun aber vermehrt Sportler und Persönlichkeiten aus dem Showbusiness die Bilder nachhaltig mit. Durch ihre multimedialen Auftritte im Web 2.0 kommt damit politisch engagierten Musikern eine wichtige Rolle im Vermittlungsprozess zwischen dem globalen Süden und Norden zu. Oft sind sie nämlich für grosse Teile der einheimischen Bevölkerung glaubwürdiger als amtierende Präsidenten. Es erstaunt daher nicht, dass

in West- und Zentralafrika momentan Reggae-Sänger in die unterschiedlichsten politischen Kampagnen eingebunden werden – etwa um die panafrikanische und die nationale Identität zu stärken oder gar den Frieden zu fördern. Wie erfolgreich diese Politik ist, ist noch offen. Vieles deutet jedoch darauf hin, dass die lokale Bevölkerung solch gross angelegten Kampagnen gegenüber sehr kritisch eingestellt ist.

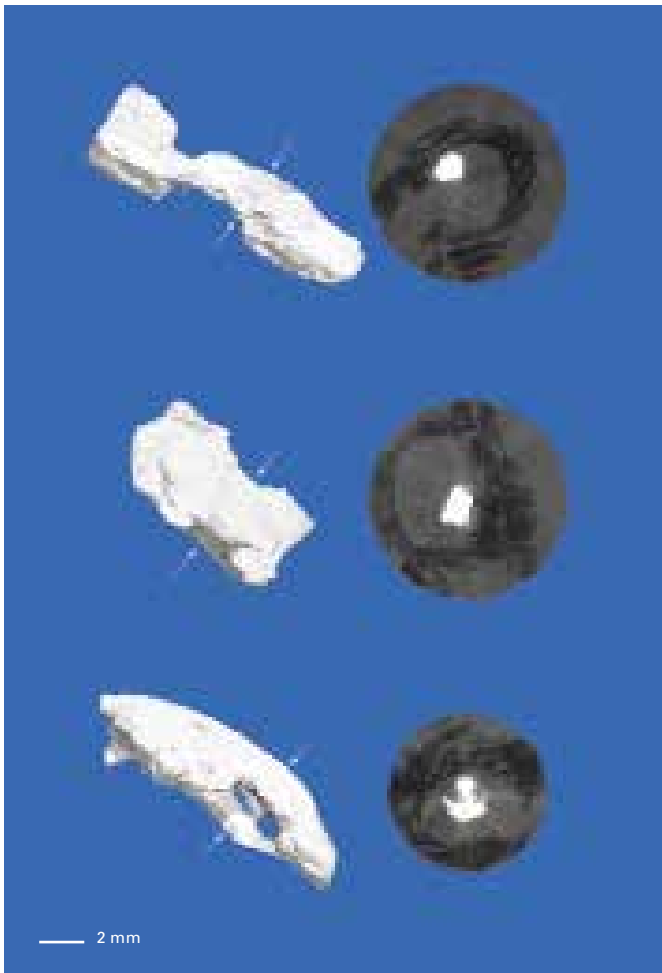
Das Dissertationsprojekt wird durch ein Stipendium der Fritz-und-Paul-Sarasin-Stiftung für Kulturforschung gefördert. Damit können sich Doktorierende im Rahmen ihres Promotionsvorhabens während eines Studienjahrs an einer ausländischen Forschungsinstitution aufhalten. Der Autor des Projekts wird das Jahr am «Eye and Mind Program» in Aarhus (Dänemark) verbringen und dort seine rund 100 Stunden Film-Rohmaterial verarbeiten. Betreut wird er vom Basler Ethnologen Prof. Till Förster und von Prof. Peter I. Crawford von der Universität Aarhus, einem erfahrenen Filmemacher, Autor und Verleger im Bereich der Visuellen Anthropologie.

Die audiovisuelle Forschungsmethode wird es dem Autor ermöglichen, sich dem Gegenstand vor allem auch sinnlich, über Auge und Ohr, zu nähern und dieses Vorgehen gleichzeitig vertiefend in Form eines Texts zu reflektieren. Das Projekt baut auf seiner Lizenziatsarbeit von 2010 auf, die ebenfalls als Film konzipiert war: «Europaland». Dieser erhielt den Publikumspreis und die Auszeichnung «Bester Film einer Universität» am Science-et-Cité-Filmfestival 2011 in Bern und thematisiert das Europabild der Jugend in Kamerun.

MA Balz Andrea Alter, Lehrbeauftragter an der Universität Basel, arbeitet als Doktorand an dem beschriebenen Projekt.

Arterienverkalkung genau vermessen

Verkalkte und verengte Blutgefässe bei Atherosklerose lassen sich neu auf einige Mikrometer genau vermessen. Die so entstehenden dreidimensionalen Bilder sind Ausgangspunkt für Simulationen des Blutstroms, sodass mechanosensitive Nanocontainer zur lokalen Medikamentenabgabe realisiert werden können. Forschende unter Basler Leitung haben dafür bestehende Röntgenverfahren kombiniert. Bert Müller



Aufwendige Verfahren zur Identifizierung der Gefässwände und anderer Weichgewebe: Visualisierung von Verkalkungen (weiss) und Muskelgewebe (schwarz) [Bild: Biomaterials Science Center der Universität Basel].

Bei der Atherosklerose, weltweit der häufigsten Todesursache, bilden sich Ablagerungen in den Blutgefässen. Dabei kommt es zu Verkalkungen, die in Röntgenbildern ähnlich wie die Knochen einen starken Kontrast zu den Blutgefässen liefern, die ihrerseits aus Weichgewebe bestehen. In Röntgenbildern war bisher Weichgewebe direkt neben den Verkalkungen kaum oder gar nicht sichtbar. Forschungsteams aus drei europäischen Ländern haben nun ein Verfahren entwickelt, um die verkalkten und verengten Blutgefässe zu vermessen. Die Daten dieser Verengungen werden zur Simulation des Blutflusses genutzt und erlauben die Bestimmung der sogenannten Scherkräfte. Diese sind an den Verengungen erhöht und Grundlage zur Entwicklung von speziellen Nanocontainern, die gefässerweiternde Medikamente gezielt lokal freisetzen.

Das Abbildungsverfahren kombiniert bekannte Methoden und eignet sich nicht nur für die Vermessung von verkalkten Blutgefässen, sondern auch für jede andere Kombination von stark und schwach röntgenabsorbierenden Materialien, wie beispielsweise von Knorpel in der Umgebung von Knochen. Es nutzt die klassische Röntgenabsorption, zusätzlich aber auch den Phasenkontrast, der etwa mittels Gitterinterferometrie gemessen wird. Da die Phasenänderungen der Röntgenstrahlen beim Durchgang durch Materie weniger stark von der Ordnungszahl der darin enthaltenen Elemente abhängen, lassen sich die Weichgewebe in der Umgebung von Hartgeweben sichtbar machen.

Prof. Bert Müller leitet das Biomaterials Science Center der Universität Basel.



Spartas Wirtschaft

Das antike Sparta, Hauptort der Landschaft Lakonien auf der Peloponnes, war angeblich eine Stadt ohne Geldwirtschaft und galt damit als «vorsintflutlicher Widersacher» von Athen. Seine Wirtschaft wurde auch als klassischer Anachronismus bezeichnet. Das Eindringen von Geld am Ende des Peloponnesischen Kriegs (404/403 v. Chr.) wird nicht zuletzt für den Untergang Spartas verantwortlich gemacht, auch wenn der Stadtstaat noch lange weiterexistierte. Die Forschungen der letzten Jahrzehnte haben das Bild der materiellen Bescheidenheit und Abschottung zwar beträchtlich korrigiert, aber noch keine umfassende Übersicht über die Wirtschaft Spartas hervorgebracht.

Sparta wird in diesem Handbuch nun in allen seinen wirtschaftlichen Facetten betrachtet und die ökonomische Entwicklung von der archaischen über die klassische und hellenistische bis zur römischen Zeit differenziert untersucht. Nach einer Darstellung des topografischen Hintergrunds der spartanischen Wirtschaft, der gesellschaftlichen Gruppen und ihren Beiträgen zur Ökonomie werden etwa die Landwirtschaft, die Tierzucht und die Güterproduktion sowie der Handel Spartas genauer beschrieben. Dabei zeigt sich, dass die Bürger des Stadtstaats weit mehr in die wirtschaftlichen Belange eingebunden waren, als gemeinhin angenommen wird. Zudem hatte Sparta einen durchaus beachtlichen, staatlich organisierten Finanzhaushalt und ist keineswegs an den Geldgeschäften vorbeigegangen. Der Autor, Prof. Lukas Thommen, lehrt Alte Geschichte an den Universitäten Basel und Zürich und befasst sich neben dem antiken Sparta auch mit der römischen Republik sowie mit antiker Körper- und Umweltgeschichte.

Lukas Thommen, Die Wirtschaft Spartas. Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2014. 191 Seiten mit zwei Abbildungen. Gebunden. 54.60 Fr.

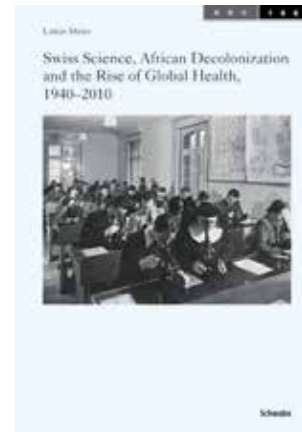


Engagierte Stadtplanung

Wer bestimmt, wie Städte geplant und entwickelt werden? Woran orientieren sich die Planerinnen und Planer? Welche Interessen verfolgen sie neben den deklarierten? Mit solchen Fragen haben sich Lucius Burckhardt (1925–2003) und Annemarie Burckhardt-Wackernagel (1930–2012) intensiv beschäftigt. Beide kamen aus wohlhabenden Familien und engagierten sich zuerst bei den Liberalen, dann bei den Progressiven und Grünen. Sie setzten sich mit der Stadt- und Landschaftsplanung kritisch auseinander und damit, wie sich urbane Räume kreativ und partizipativ gestalten lassen. In ihrem zivilgesellschaftlichen Engagement auf wissenschaftlicher, politischer und künstlerischer Ebene plädierten sie dafür, das erhaltende Bewahren und das partizipative Gestalten miteinander zu verbinden.

Lucius und Annemarie Burckhardt, die sich immer wieder mit Mächtigen anlegten, wurden selbst zu einer einflussreichen Instanz: An der ETH Zürich und an der Hochschule Kassel beeinflussten sie mehrere Generationen von Architekturstudierenden, die in ihrem eher philosophisch und sozialwissenschaftlich orientierten Unterricht rückblickend einen besonderen Gewinn sehen. In dem reich illustrierten Buch geht ein interdisziplinäres Team, an dem Forschende der Universität Basel beteiligt sind, dem Leben und Wirken des Paares nach. Wichtige Quellen der Studie sind unter anderem ein unveröffentlichter Briefwechsel und zahlreiche Gespräche.

Ueli Mäder, Markus Bossert, Reto Bürgin, Simon Mugier, Hector Schmassmann, Aline Schoch, Peter Sutter, Raum und Macht. Die Stadt zwischen Vision und Wirklichkeit: Leben und Wirken von Lucius und Annemarie Burckhardt. Rotpunktverlag, Zürich 2014. 304 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen, Broschur, mit DVD: Lucius und Annemarie Burckhardt. Rückblick in Gesprächen. 54 Fr.



Wissenschaft und Entkolonialisierung

Nach dem Zweiten Weltkrieg und vor allem während der Zeit der Entkolonialisierung wurde die Schweiz stärker an den Angelegenheiten Afrikas beteiligt. Schweizerische Forschungsinstitutionen etablierten sich in den frühen 1950er-Jahren in West- und Ostafrika: das Centre Suisse de Recherches Scientifiques in Côte d'Ivoire und das Feldlabor des Schweizerischen Tropeninstituts in Tanganyika (Tansania). Diese beiden Institutionen nahmen eine Schlüsselrolle für den Austausch von Menschen, Ideen und Objekten zwischen der Schweiz und Afrika ein. Sie entwickelten sich zu wissenschaftlichen Zentren, die heute von afrikanischen Forschenden geführt werden und fest in den Gesundheitssystemen dieser Länder verankert sind.

Dieser Band analysiert die laufenden Veränderungen und Paradigmenwechsel der schweizerischen Wissenschaft in Afrika – vom Studium der Natur und der Sammlung wissenschaftlicher Objekte über die Entwicklungsbestrebungen bis zu neueren Forschungspartnerschaften. Beschrieben wird etwa der Wandel von einer vor allem auf die Schweiz bezogenen Wissenschaft zu einer aktiven Forschungskooperation mit dem Süden. Die Arbeit untersucht einen Zeitraum vom Spätkolonialismus der 1950er-Jahre bis in die jüngste Vergangenheit und leistet damit einen Beitrag zu einem besseren Verständnis der heutigen Aktivitäten auf dem Gebiet der globalen Gesundheit. Der Autor, Dr. Lukas Meier, promovierte 2012 an der Universität Basel und ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Schweizerischen Tropen- und Public Health-Institut.

Lukas Meier, Swiss Science, African Decolonization and the Rise of Global Health, 1940–2010. Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft (BBG), Band 186. Schwabe-Verlag, Basel 2014. 323 S., 14 Abb., 3 Karten, brosch., 58 Fr.

Herbert Zech



Ärzte und Judentum

Die Medizin war ein Brennpunkt des kulturellen Wandels, den die Juden in Deutschland in der Zeit der Haskala – der jüdischen Aufklärung – und der folgenden Reformära bis etwa 1850 durchmachten. Das Buch, eine Habilitationsschrift, zeigt in Detailstudien, dass ein modernes Verständnis vom Jüdischsein und eine differenziert konstruierte jüdische Identität damals unter jüdischen Ärzten entwickelt und anhand medizinisch relevanter Themen diskutiert wurden. An Beispielen wie Berlin, Hamburg, Göttingen und Dresden untersucht es etwa den Reformeifer und das säkularisierte Berufsverständnis jüdischer Ärzte, ebenso die Reformdebatten um die «frühe Beerdigung», die jüdische Beschneidung oder die Krankenbesuchsgesellschaften.

Das moderne jüdische Selbstverständnis hatte eine komplexe «Architektur», die über eine einfache Assimilation oder Verschmelzung mit bürgerlichen Werten hinausging. In Reformdebatten etablierten sich jüdische Ärzte als weltliche Experten des Jüdischen und entwickelten ein Verständnis davon mit modernen Leitwerten und Legitimationen, ohne mit den Traditionen ganz zu brechen. Ihr differenziertes Selbstverständnis als Juden war der Versuch einer Stabilisierung ihrer Identität im historischen Wandel. Es war eine eigenständige kulturelle Leistung aus einem Modernisierungswillen heraus und nicht nur, um Anerkennung in der christlichen Mehrheitsgesellschaft zu finden. Der Autor dieser interdisziplinär angelegten Arbeit ist Privatdozent für Kulturanthropologie an der Universität Basel.

Eberhard Wolff, *Medizin und Ärzte im deutschen Judentum der Reformära. Die Architektur einer modernen jüdischen Identität*. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2014 (Jüdische Religion, Geschichte und Kultur, Band 015, 292 S. 49.99 € (Print), 39.99 € (E-Book).



Prof. Dr. iur. Dipl.-Biol. Herbert Zech, geboren 1974, ist seit zwei Jahren an der Juristischen Fakultät der Universität Basel tätig, wo er die neue Professur für Life-Sciences-Recht und Immaterialgüterrecht innehat. Zuvor vertrat er an der Universität Bayreuth, wo er sich 2012 auch habilitierte, den Lehrstuhl für Bürgerliches Recht, Wirtschafts- und Technikrecht. Nach seinem Jurastudium in Erlangen und München promovierte er an der Universität Konstanz rechtsvergleichend über ein gesellschaftsrechtliches Thema und war als Rechtsanwalt bei Freshfields tätig. Seinem Interesse an der Biologie folgend, entschied er sich für ein Zweitstudium in Kaiserslautern, das er 2007 mit dem Diplom abschloss.

Forschungsschwerpunkt von Herbert Zech ist die Rolle des Rechts, besonders des geistigen Eigentums, im Bereich neuer Technologien. Dazu gehören die Patentierung von Erfindungen der Bio- und der Nanotechnologie, Eigentumsrechte an Informationsgütern und Haftungsfragen beim Einsatz neuartiger Technologien. Das Life-Sciences-Recht betrifft vor allem die Bereiche Medizin, Pharma und Saatgut und umfasst die Regelungsaufgaben Innovationsförderung, Technologietransfer, Techniksicherheit (Risikobegrenzung) und ethische Grenzen der Techniknutzung sowie Haftungsfragen (Risikoverteilung). Im Frühjahr 2014 rief Herbert Zech an der Juristischen Fakultät das «Zentrum für Life-Sciences-Recht» ins Leben, dessen Umsetzung im Gange ist.

Eidg. Institut für geistiges Eigentum www.ige.ch

Die zuständige Behörde des Bundes für die Belange des geistigen Eigentums in der Schweiz. Die Website informiert über die verschiedenen Immaterialgüterrechte (Urheberrechte, Marken, Patente und Designs) und dient zur Orientierung im Bereich geistiges Eigentum. Nützlich auch für die Recherche und die Anmeldung von gewerblichen Schutzrechten.

Sic!

<https://www.sic-online.ch>

Umfassender Überblick über sämtliche redaktionellen Beiträge und Gerichtsentscheide, die seit 1997 im Fachmagazin «Sic! Zeitschrift für Immaterialgüter-, Informations- und Wettbewerbsrecht» veröffentlicht werden. Hilfreich sind die weiteren Verweise zu aktuellen Beiträgen und Diskussionen.

Zentrum für Life-Sciences-Recht

ius.unibas.ch/Isr

Diese Website stellt das Zentrum für Life-Sciences-Recht an der Universität Basel vor und informiert über die Aufgaben des Rechts im Umgang mit den Life Sciences, also all jenen Wissenschaften, die sich mit dem Einsatz (Biotechnologie) und der Behandlung (Humanmedizin, Veterinärmedizin und Pflanzenschutz) von Lebewesen beschäftigen. Sie enthält zudem Hinweise zu Lehrveranstaltungen, aktueller Forschung und Life-Sciences-Events.

Biotechnologie-Informationsplattform

www.biotechnologie.de

Auf dieser Plattform, einer Initiative des deutschen Bundesministeriums für Bildung und Forschung, finden sich Informationen zu Wissenschaft, Wirtschaft, Förderung und Politik im Bereich der Biotechnologie.

Interpharma

<http://www.interpharma.ch>

Die Website des Verbands der forschenden pharmazeutischen Firmen der Schweiz stellt auf der Unterseite Biotech-Lerncenter (<http://biotechlerncenter.interpharma.ch>) Informationen aus der modernen biologischen und medizinischen Forschung für Vorträge oder als Hintergrundmaterial für Lehrpersonen zur Verfügung.

Stiftungen**Herbstsemester 2014****Gesellschaftliche Verantwortung von Stiftungen**

Ringvorlesung, organisiert von der Juristischen Fakultät und dem Center for Philanthropy Studies der Universität Basel. Jeweils dienstags, 23. Sept., 21. Okt., 11. Nov. und 16. Dez. 19.00 Uhr, Kollegienhaus, Hörsaal 120, Petersplatz 1, Basel.

Archäologie I**25. September bis 19. Dezember****Kleine Inseln, grosse Steine – Archäologie auf Malta**

Ausstellung im Foyer des Rosshofs, Departement Altertumswissenschaften. Eintritt frei. Geöffnet werktags 9–18 Uhr (ausser 28.11.) und an den Samstagen 27.9., 25.10., 22.11., 13.12., 10–15 Uhr, Petersgraben 51, Basel.

Diss:Kurs**7. Oktober****Diss:Kurs mit Doktorierenden**

Doktorierende der Universität Basel präsentieren ihre Forschungsprojekte in Kurzvorträgen. Ab 13 Uhr. Kollegienhaus, Hörsaal 102, Petersplatz 1, Basel. Anmeldung und Informationen: www.unibas.ch/disskurs

Science Slam**10. Oktober****4. Science Slam Basel**

Mit Studierenden und Doktorierenden der Universität Basel, organisiert vom Science Slam Club Basel. 20 Uhr, Theater Basel, Kleine Bühne, Basel.

Gott**14. Oktober****Gott und die kleinen Punkte**

Öffentliche Antrittsvorlesung von Prof. Jan Rüdiger, Professor für Allgemeine Geschichte des Mittelalters. 18.15 Uhr, Aula des Naturhistorischen Museums, Augustinergasse 2, Basel.

Archäologie II**14. Oktober****Archäologie und Materialität**

Öffentliche Antrittsvorlesung von PD Dr. Philipp Wolfgang Stockhammer, Privatdozent für Ur- und Frühgeschichte. 18.15 Uhr, Aula des Naturhistorischen Museums, Augustinergasse 2, Basel.

Philosophie**18. November****Leidenschaftliches Denken**

Öffentliche Antrittsvorlesung von Prof. Gunnar Hindrichs, Professor für Geschichte der Philosophie. 18.15 Uhr, Aula des Naturhistorischen Museums, Augustinergasse 2, Basel.

Aufschreibetechniken**19. November****Kaufmännische Aufschreibetechniken und Datenträger von 1750 bis 2014**

Themenabend der Universitätsbibliothek Basel mit Irene Amstutz, lic. phil., und Dr. Martin Lüpold (Schweizerisches Wirtschaftsarchiv). 18.00 bis ca. 19.15 Uhr, Universitätsbibliothek Wirtschaft – Schweizerisches Wirtschaftsarchiv, Foyer, Peter-Merian-Weg 6, Basel. Weitere Themenabende: www.ub.unibas

Gehirn und Psyche**20. November****Blick ins Gehirn – Bilder der Psyche**

Vortrag von Prof. Stefan Borgwardt, Chefarzt Erwachsenen-Psychiatrische Klinik und Extraordinarius für Neuropsychiatrie, Universität Basel. 19 bis 20 Uhr, Universitäre Psychiatrische Kliniken Basel, Plenum 1, Ökonomiegebäude, Wilhelm-Klein-Strasse 27, Basel.

Objektgeschichte**25. November****Königliche Objektgeschichte: Ein Mantel wandert**

Öffentliche Antrittsvorlesung von PD Prof. Dr. Almut Höfert, Privatdozentin für Mittelalterliche und Neuere Geschichte. 18.15 Uhr, Aula des Naturhistorischen Museums, Augustinergasse 2, Basel.

Archäologie III**11. Dezember****Auf Heinrich Schliemanns Spuren – Geoarchäologie im Mittelmeer- und Schwarzmeergebiet**

Vortrag von Prof. Helmut Brückner, Universität Köln. Organisiert von der Geographisch-Ethnologischen Gesellschaft Basel. Mit Diskussion und Apéro, Eintritt frei (Kollekte). 18.15 Uhr, Geographie-Gebäude, Hörsaal, 5. Stock (Lift), Klingelbergstrasse 27, Basel. Weitere Vorträge der Reihe «Vermessung der Erde – Erfassung der Welt»: <http://www.gegbasel.ch> > Vorträge

Radioaktivität**bis 31. Januar 2015****Strahlung.**

Die zwei Gesichter der Radioaktivität
Ausstellung im Pharmazie-Historischen Museum zum Phänomen der Radioaktivität in Pharmazie, Medizin und Alltagsleben. Geöffnet dienstags bis freitags, 10–18 Uhr, samstags bis 17 Uhr, Feiertage geschlossen, Totengässlein 3, Basel.

Weitere öffentliche Veranstaltungen und Infos: www.unibas.ch > alle Veranstaltungen

UNI NOVA,
Wissenschaftsmagazin der Universität Basel.
Herausgegeben von der Universität Basel,
Kommunikation & Marketing
(Leitung: Matthias Geering).
UNI NOVA erscheint zweimal im Jahr,
die nächste Ausgabe im März 2015.
Das Heft kann zum Preis von 18 Fr./Euro
im Jahr abonniert werden; Bestellungen per
E-Mail an uni-nova@unibas.ch oder an
die Redaktion. Kostenlose Exemplare liegen
an mehreren Orten innerhalb der Universität
Basel und weiteren Institutionen in der
Region Basel auf.
Redaktion: Christoph Dieffenbacher
Adresse: UNI NOVA, Universität Basel,
Kommunikation & Marketing, Postfach,
4001 Basel. Redaktion: Tel. +41 (0)61 267
30 17, Fax: +41 (0)61 267 30 13. E-Mail:
ch.dieffenbacher@unibas.ch, Abos: uni-nova@unibas.ch
UNI NOVA im Internet:
<http://www.unibas.ch/uninova>,
<http://www.issuu.com/unibas/docs>
Gestaltungskonzept und Gestaltung:
Lukas Zürcher, Visuelle Gestaltung, Riehen.
UNI NOVA gibt es auch in einer englischen
Ausgabe. Übersetzungen: Sheila Regan
und Team, Uni Works (www.uni-works.org)
Mitarbeit an dieser Nummer:
Balz Andrea Alter, Lucas Burkart, Ueli Dill,
Felix Hafner, Gert Hübner, Patricia Kaiser,
Andrea Maihofer, Bert Müller, Matteo Nanni,
Seraina Plotke, Lukas Rösli, Stefan Rosmer,
Jan Rüdiger, Barbara Schellewald, Peter-Andrew
Schwarz, Ingeborg Schwenzer, Florian Wöller,
Ueli Zahnd, Herbert Zech.
Fotografie:
Ursula Sprecher (Cover und Seiten 6–13, 20,
24, 32, 38),
Andreas Zimmermann (Seiten 5, 42, 47).
Korrektorat: Birgit Althaler (deutsche Ausgabe),
Lesley Paganetti (englische Ausgabe).
Druck: Werner Druck & Medien AG, Basel
Inserate: Universität Basel,
Leitung Kommunikation & Marketing,
E-Mail: matthias.geering@unibas.ch,
uni-nova@unibas.ch
Go! Uni-Werbung AG, Rosenheimstrasse 12,
9008 St. Gallen, www.go-uni.com,
Tel. 071 544 44 80.
UNI NOVA ist Mitglied des Swiss Science Pools
(www.swiss-science-pool.com)
Auflage dieser Ausgabe: 11'000 Exemplare
deutsch, 800 Exemplare englisch
Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur mit
Genehmigung der Herausgeberin.
ISSN 1661-3147 (gedruckte Ausgabe deutsch)
ISSN 1661-3155 (Online-Ausgabe deutsch)
ISSN 1664-5669 (gedruckte Ausgabe englisch)
ISSN 1664-5677 (Online-Ausgabe englisch)

 twitter.com/unibas

 facebook.com/unibas

Masterstudium in Luzern

Attraktive Studlengänge, persönliche Atmosphäre



Infoabend: Mittwoch, 29. Oktober 2014
 Theologie, Kultur- und Sozialwissenschaften, Rechtswissenschaft

Masterwoche: 27.–31. Oktober 2014
 Kultur- und Sozialwissenschaften: Vorlesungen, Informationen und Beratung



UNI NOVA WISSENSCHAFTSMAGAZIN DER UNIVERSITÄT BASEL



Für frühere Ausgaben und Neuaabonnements:
www.unibas.ch/uninova,
 Tel. 061 267 30 17 oder
kommunikation@unibas.ch

